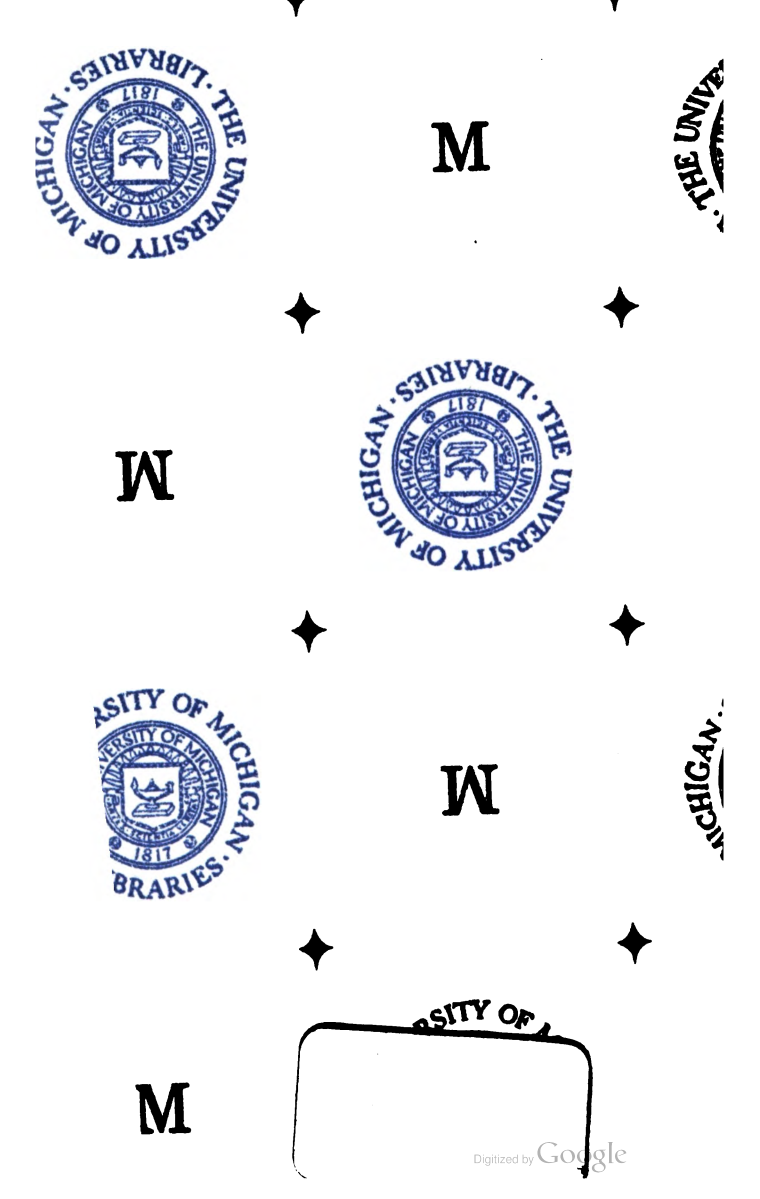

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
1817
M


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
M

Vor dreitausend Jahren

oder der

Untergang der Ramessiden.

Ein culturhistorischer Roman

von

Dr. Max Uhlemann.

Zweite Ausgabe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Theben.

In dem nur wenige Meilen breiten Nilthale Oberägyptens, zwischen dem 25. und 26. nördlichen Breitengrade, an der Stelle, wo jetzt vier elende arabische Dörfer — Luxor, Karnak, Kurnu und Medinet Habu — liegen, ragte zu der Zeit, welche ich im Folgenden zu schildern beabsichtige, die mächtige Hauptstadt Theben, die hundertthorige, mit den Spitzen und Gipfeln ihrer zahllosen Tempel, Paläste und Obelisken aus der Ebene hervor. Der gewaltige schwarze Strom verfolgt hier seinen Lauf von S.W. nach N.O., und die an seinen Ufern liegende Stadt dehnte sich rechts und links bis an den Fuß der beiden Hügelreihen aus, welche das schmale Thal einschließen,

im Westen bis an das libysche Gebirge und die gelben und röthlichen Berge von Kurnu, welche jetzt nach diesem Dorfe benannt sind, im Osten bis in die in bläulichem Lichte schimmernde arabische Kette. Dies war eine der ältesten Städte Aegyptens, das Wunder des Alterthums, das sehnsüchtig erstrebte Ziel aller Reisenden, die Hochschule für alle bedeutenderen Philosophen Griechenlands, die Ammonsstadt, deren Größe und Reichthum die ältesten Dichter und Schriftsteller in Ausdrücken schildern, welche man früher für übertrieben zu halten geneigt war, welche aber kaum im Stande sind, die wahre Größe und Herrlichkeit jenes Herrschersitzes der alten Pharaonen vor Augen zu führen.

„Theben, die Stadt mit hundert Thoren, aus deren jeglichem 200 Männer mit Wagen und Rossen zum Streite ziehen!“ So singt der göttliche Dichter Homer. Und wer wollte ihm nicht glauben? Noch heute nach mehr als drei Tausend Jahren legen hier auf einem Flächeninhalte von einem Viertel einer geographischen Quadratmeile die großartigsten und prächtigsten Tempelruinen Zeugniß ab

von der verschwundenen Pracht und Herrlichkeit. Zwar hat man gemeint, die erwähnten hundert Thore seien nicht Stadtthore, sondern Thore der Tempel und Paläste gewesen; aber der Wanderer, der jene Gegend durchforscht, würde noch heute unter den Ruinen der Tempel weit mehr denn hundert Thore finden, und wie viele derselben mögen im Laufe der Jahrtausende zusammengestürzt und zerstört worden sein! Und ist ein Heer von 20,000 Mann zu Homers Zeiten unglaublich und übertrieben, wenn über Tausend Jahre früher der große Sesostris mit beinahe 700,000 Kriegern seinen welterschütternden Kriegszug beginnen konnte?

Ebensowenig erscheint es unglaublich, wenn alte Schriftsteller uns vermuthen lassen, die alte Stadt habe einen Umfang von fast vier deutschen Meilen gehabt; denn schon allein die Tempelstadt, deren Umrisse noch heute die erhaltenen Ueberreste erkennen lassen, nahm einen Raum von einer Viertel Quadratmeile ein, und erst um diese herum konnte sich die eigentliche Stadt mit den Wohnungen der Krieger, Kaufleute, Künstler und Hand-

werker anschließen. Sie war eine Weltstadt, groß und ausgedehnt, wie je eine unsrer neueren Städte; aber wie ganz anders, um wie viel großartiger, überwältigender, erhabener war ihr Anblick gegen den, welchen wir genießen, wenn wir auf eine unsrer größeren Städte von einem Thurme oder einer Anhöhe herabblicken!

Wir wollen an der rechten Seite des Flusses am Südende der Stadt, dem uralten Hafenquartier mit unsrer Nilbarke anlegen — an der Stelle, wo noch heute die Reisenden landen, welche das Wunderland Aegypten kennen lernen und die alten Ruinen Thebens besuchen wollen. Vor uns dicht am Ufer liegt der große berühmte Tempel Amenophis des Dritten. Von seinen Zinnen herab wollen wir einen Blick auf die gewaltige Stadt werfen!

Es ist ein herrlicher Sommertag, heiter, klar, nicht übertrieben heiß, da ein leichter, kühler Wind die Hitze nicht drückend werden läßt. Wir schauen nach Nord-Westen hinüber, nach der Nekropolis, zu den Wohnungen der Todten, um uns später zu

den Lebenden im Norden und Osten zu wenden. Vor uns erblicken wir die breite Wasserfläche des Nil, aus der hier und da kleinere, sandige, unbewohnte Inseln hervortauchen, und welche mit tausend zierlichen und buntbemalten Barken und Gondeln bedeckt und belebt ist, die den Verkehr zwischen beiden Stadttheilen diesseits und jenseits des Flusses vermitteln. Das leichte Wehen des Windes führt uns den Schall der Ruder, bisweilen auch den Gesang der fröhlichen Schiffer entgegen, mit dem dieselben ihre gleichmäßige Arbeit im Takte begleiten. Schon dies ist ein Anblick und ein Genuß, überraschend, bezaubernd, wie ihn dem Europäer in neuster Zeit nur das liebliche Venedig bieten kann. Aber wir sind nicht in Venedig, drei Tausend Jahre liegen noch ungeschehen vor uns, und wir schauen hinab auf den Hafenplatz der alten Ammonsstadt; nicht der venezianische Schiffer singt uns ein leise über die Fluthen dahinwehendes Liebeslied, sondern die alten Aegypter senden aus ihren rauhen Kehlen laute, unharmonische Töne empor — zu einer Zeit, in welcher

Griechenlands und Roms Künste und Wissenschaften noch nicht das Starre und Harte des Orients veredelt und geläutert hatten.

Schauen wir nach dem jenseitigen Ufer hinüber, so ragt hinter niedrigen Hütten und Backsteinhäusern, welche sich in geringer Entfernung vom Ufer hinter fruchtbarem Saatlande .über eine Stunde lang hinziehen, eine ununterbrochene Kette von den prachtvollsten Tempeln und Prachtgebäuden aller Art hervor. Dies ist die eigentliche Nekropolis; fast alle Tempel jenseits des Flusses beziehen sich auf den Todtencultus, fast alle Bewohner dieser Seite sind Priester, Tempeldiener, Einbalsamirer und Solche, welche zum Dienste bei den Leichengebräuchen bestellt waren. Uns gerade gegenüber am Südende dieser Reihe liegt ein geschichtlich berühmtes Bauwerk, ein mächtiger Tempel, welchen der bekannte reiche und geizige Rhampsinit erbaut hat[1]), von dessen Schatzhause Herodot ein so wundersames Märchen erzählt. Könnten wir hinüberfliegen und dieses Prachtwerk durchwandern, so würden wir den König auf seinen

weiten Kriegszügen zu Lande und zu Wasser im Geiste begleiten und im Gedanken mitten unter seiner Familie verweilen, mit seinen Töchtern Dame spielen und kosen können; denn alle diese Scenen aus seinem öffentlichen und Privatleben sind in den schönsten und kunstvollsten Malereien an den Wänden verewigt. Ein thurmartiger, vier Stock hoher Giebel über dem uns zugewendeten Portale enthielt ehemals die Privatwohnungen des Königs. Jetzt, in der Zeit, welche wir schildern, standen dieselben leer; denn Rhampsinit war der Begründer derjenigen Dynastie, deren Sturz auch das allmälige Sinken des Glanzes Thebens herbeiführte. Ein wenig rechts blicken zwei riesenhafte Kolosse mit ihren regungslosen Antlitzen zu uns herüber. Es sind die Memnonskolosse, deren nördlicher, welcher Amenophis den Dritten darstellt, später den wunderbaren Klang von sich gab, der ihm den Namen der tönenden Memnonssäule verschaffte. Beide Statuen bewachen einen neuen Tempeleingang, welcher in ein noch erhabneres Bauwerk, als das links daneben liegende führt.

Doch wer könnte alle die anderen Tempel, Paläste und Mausoleen nennen und beschreiben, welche vor unsrem Auge auftauchen, wenn wir unsren Blick weiter von links nach rechts wandern lassen? Einige derselben werden wir ohnehin noch später durchwandern und von Priestern aller Art bevölkert sehen. Es ragen unter ihnen noch besonders das berühmte Grabmal des Osymandyas und der Tempel des Sesostris hervor, bis endlich unser ermüdetes Auge in weitester Ferne im Norden auf dem Tempel Seti des Ersten verweilt, dessen Ruinen heute nach dem nördlichen Flecken Kurnu benannt sind. Mehrere dieser Tempel sind durch gepflasterte Straßen verbunden, welche auf beiden Seiten mit langen Reihen von Sphinxen bedeckt sind; aus den Vorhöfen endlich ragen wie Nadeln die Spitzen der Obelisken empor, welche mit ihren Inschriften die Thaten und Verdienste dieses oder jenes Königs verewigen.

Ueberall, wo uns der Zwischenraum zwischen zwei Tempeln einen Durchblick gestattet, ist der Horizont von dem libyschen Gebirge und von

Hügeln, welche gelb und röthlich in der Sonne schimmern, begrenzt. Hier wohnen die Todten im Westen der Stadt, gleich wie Osiris, der Sonnengott und Todtenrichter im Westen stirbt und zur Unterwelt eingeht. Die Gräber sind auf beiden Seiten eines engen Thales, welches sich für unser Auge wie ein dunkler Schacht in das Gebirge hineinzieht, in den Felsen gehauen. In diesen Grabkammern, zu denen lange, dunkle Gänge führen, stehen die mächtigen, steinernen Sarkophage der berühmten Pharaonen, der Könige der achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten jetzt regierenden Dynastie, denen Theben seine höchste Blüthe verdankte, welche siegreich die Welt durchzogen, und die Völker im Süden und Osten unterwarfen und zinsbar machten. Wie ihre Gräber für uns den äußersten Gesichtskreis bilden und hinter ihnen die Wüste beginnt, so erlosch auch mit diesen Königen die Glanzperiode des Reiches und der Staat neigte sich seinem endlichen Verfalle entgegen. Unsrem Auge begegnet hier Nichts weiter als der Tod.

Wir verlassen die Todtenstadt. Wer verweilte wohl gern unter Gräbern und Grüften! Aus Nordosten, diesseits des Nil schallt uns der liebliche Ton munteren fröhlichen Lebens entgegen. Hier dehnt sich zu unsren Füßen über eine Stunde weit nach Norden hin die eigentliche Stadt mit ihren breiten und regelmäßigen Straßen aus. Hier liegen die Paläste der Könige und Fürsten, die Wohnhäuser der Hauptleute und Krieger, die Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Buden der Kaufleute; dicht am Ufer endlich im Westen und Nordwesten des Tempels, auf welchem wir unsern Standpunkt genommen haben, breitet sich die Hafenstadt mit den kleinen Backsteinhütten der Schiffer aus, welche den Verkehr mit dem jenseitigen Ufer vermittelte, und von wo aus alle Prozessionen mit ihren prachtvollen und reichgeschmückten Barken abgingen, um nach der Todtenstadt hinüberzufahren.

Aber was liegt dort im Norden hinter dieser Riesenstadt? Ist es eine neue Stadt, eine Burg, eine Festung, welche auf einen Felsen erbaut ihre

mächtigen Pylonen, Thürme, Giebel und Obelisken dem Himmel entgegenstreckt? Ja, es ist eine neue Stadt, eine Tempelstadt, das größte und umfangreichste aller Bauwerke der Welt, der große Reichstempel des Ammon-Ra, des Schutzgottes von Theben, nach welchem dieser ganze östliche Stadttheil von den Alten die Ammonsstadt genannt wurde. Dieser Tempel ist nicht das Werk eines einzelnen Königs noch einer einzigen Dynastie; alle thebanischen Könige haben an ihm arbeiten lassen, entweder den Haupttempel verschönernd und ausschmückend, oder einen kleineren oder größeren Nebentempel hinzufügend, oder in den Sälen und Höfen Bildsäulen und Obelisken errichtend; und indem jeder König seine Werke mit seinem Namen bezeichnete, bilden die einzelnen Theile des Tempels unverwüstliche Blätter in den Jahrbüchern der Geschichte. Schon die zwölfte Dynastie, welcher der berühmte Sesostris angehörte, hatte den Tempel gegründet, die siebzehnte fügte neue Gebäude und Obelisken hinzu, die Ramessiden der achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten

Dynastie erweiterten ihn immer mehr und mehr, bis die ganze Länge dieser Tempelstadt von dem nördlichen bis zu dem südlichen Thore der äußersten Umfassungsmauer fast zwei Tausend Fuß betrug. Wie zwei lange Arme erstrecken sich vom Süd- und Westthore zwei unermeßliche Straßen, welche mit Sphinxreihen besetzt sind; die eine Reihe, welche bestimmt ist, die ganze Stadt bis zu ihrem Südende zu durchschneiden und den zweiten Ammonstempel, auf welchem wir stehen, mit jenem ersten zu verbinden, ist noch nicht vollendet, die andere erstreckt sich ununterbrochen bis zum Ufer des Flusses. Neben diesem großen Ammonstempel erhebt sich noch ein andres Heiligthum, ein Tempel des Chons, des Ammonssohnes, welcher erst vor etwa hundert Jahren begonnen, in der Zeit, in welche unsre Erzählung fällt, noch im Bau begriffen ist, und erst nach dem Sturze der letzten thebanischen Ramessidendynastie vollendet wurde.

Unser Auge reicht nicht weiter; aber durch diese Tempel ist noch nicht die Stadt begrenzt. Sie ist

im Norden und Süden befestigt, und noch weit hinter den Steinmassen, die unsern Gesichtskreis begrenzen, liegen Wälle und Gräben, Thürme und Schutzmauern, Thore und Wachthäuser. Das ist die Stadt gegen Norden.

Wir werfen noch einen Blick nach Osten. Da der Fluß eine nördliche Richtung verfolgt, so theilt er die Stadt in zwei ungleiche Hälften, indem er sich an deren südlichem Ende im Westen hart an das Gebirge herandrängt, im Osten dagegen eine weite, fruchtbare Ebene darbietet. Auch in dieser liegen zwischen Gärten und Feldern, welche durch die Ueberschwemmung benetzt und befruchtet werden, auf künstlich errichteten Anhöhen stattliche Landhäuser und Villen, die durch Dämme mit einander verbunden sind, und wenn diese nicht einen Fernblick verhinderten, so würden wir in der Entfernung von etwa einer Meile am Saume der arabischen Wüste die Umrisse eines andern Tempels unterscheiden können, welcher von Amenophis dem Zweiten, einem Könige der achtzehnten Dynastie, gegründet worden war.

Dies ist der Totalanblick der Ammonsstadt. Suchen wir nun zunächst in aller Kürze ihren Ursprung, ihre Geschichte und früheren Machthaber kennen zu lernen. Wenn auch nicht die älteste Reichshauptstadt, so war doch Theben ohne Zweifel eine der ältesten Städte des Reiches. Ursprünglich eine unbedeutende Priesterstadt, schwang sie sich bald empor zur mächtigsten und blühendsten Residenz des Landes, und sie hatte das Verdienst, daß aus ihr die kräftigsten und ruhmvollsten Dynastien hervorgingen, sie konnte sich rühmen, daß von ihr aus Jahrhunderte hindurch das ganze vereinigte Land von den Katarakten bis zum Meere regiert und beherrscht worden sei, — kurz sie war die Landeshauptstadt in der Blüthezeit des Reiches.

In dem Volke ging die von Vater auf Sohn vererbte Sage, daß dermaleinst im grausten Alterthume die rohen, ungebildeten, dunkelfarbigen Ureinwohner des Landes durch eine Schaar von Süden kommender Priester und Krieger unterjocht, kultivirt und in den ersten Künsten und Wissenschaften unterrichtet worden seien. Diese Priester

und Krieger, welche Jahrtausende hindurch ihre Macht und ihren Einfluß auf die übrigen Kasten des Landes ausübten und zu wahren wußten, gründeten im Nilthale die ersten Städte und Staaten, welche, nachdem sie lange Zeit neben und unabhängig von einander bestanden hatten, erst nach Jahrhunderten durch kräftige Regenten zu einem Ganzen vereinigt wurden. Eine der ersten Colonien war Theben; Theben, wo noch nach drei Jahrtausenden derselbe Ammon verehrt, angebetet und als Schutzgott angesehen wurde, welchen die ersten äthiopischen Priestercolonisten aus Meroë eingeführt, und dem sie zuerst einen Tempel erbaut hatten.

War somit die Ammonsstadt ursprünglich eine Provinzialstadt, eine unter den Hauptstädten der vielen verschiedenen kleinen Reiche, in welche das Nilthal zerfiel, so sollte sie doch bald zu einer weit höheren Macht, Größe und Blüthe gelangen. Aegypten hatte in wenigen Jahrhunderten nach und nach seine Kraft entwickelt, Künste und Wissenschaften gediehen, große Bauwerke, Städte,

Kanäle, Wälle und Denkmäler aller Art waren errichtet, — es bedurfte nur eines tüchtigen, thatkräftigen Regenten, um der Welt Gesetze vorschreiben zu können. Dieser Held wurde ihm in dem berühmten Sesostris geboren.

Dieser Sesostris, welcher das ganze Land unter sein Scepter vereinigte, welcher die ganze Erde mit Krieg überzog und den Ruhm der ägyptischen Waffen bis an den Indus und an die Donau trug, dem ganz Aegypten die großartigsten und segensreichsten Staatseinrichtungen und Gesetze verdankte, war der dritte König der zwölften Dynastie, welche aus Theben hervorgegangen, in Theben regierte. Er trat ungefähr um das Jahr 2560 v. Chr. die Regierung an. So wurde Theben schon in dieser frühen Zeit die Hauptstadt des Landes, so hatte sie den Ruhm, den Nationalhelden geboren zu haben, welcher vom Volke noch nach Jahrtausenden in Schrift und Lied gefeiert wurde. Aus dem Dunkel hervortretend, überstrahlte sie in wenigen Jahren alle ihre früheren, bisher ihr gleichen Schwesterstädte.

Des Sesostris Schicksale und Verdienste sind bekannt [2]). Er war nicht nur Alleinherrscher und Eroberer, sondern auch Gesetzgeber, auf den die alten Aegypter die ganze Organisation ihres Staates und ihre Verfassung zurückführten, welche selbst den Stürmen, Bewegungen und Verwirrungen späterer Jahrhunderte Trotz bietend, sich in der achtzehnten und neunzehnten Dynastie zur höchsten Blüthe erhob und fast unverändert durch zwei Jahrtausende hindurch erhalten hat. Einige der prachtvollen Tempelbauwerke der Stadt verdankten seinen Vorgängern, ihm selbst und seinen nächsten Nachfolgern ihre erste Begründung und Erweiterung. Auch andre Städte wurden von Sesostris bedacht; mit Hülfe seiner zahlreichen Kriegsgefangenen erweiterte er den Prachttempel in Memphis und schmückte denselben mit sechs steinernen großen Bildsäulen, seiner eigenen, denen seiner Gemahlin und seiner vier Kinder.

Theben blieb die Hauptstadt des Landes, um so mehr als sie in den späteren Unruhen und Verwicklungen im Norden den schwachen Königen der

folgenden Jahrhunderte einen sicheren Zufluchtsort darbot. Denn schon mit dem Aussterben der zwölften Dynastie begann für Aegypten die Zeit der Verwirrungen. Wir nennen sie so in einer doppelten Beziehung, nicht allein wegen der politischen Wirren, indem das Land von ausländischen wilden Horden überfluthet, zum Theil sogar unterjocht und erobert wurde, sondern auch in Betreff der Geschichtsquellen selbst, welche sich in diesem Zeitraume oft geradezu widersprechen, und deren verschiedene Angaben wohl nie werden mit Sicherheit gesichtet und geordnet werden können. Daß aber selbst die ägyptischen Reichsannalisten es kaum für der Mühe werth hielten, die Königsnamen jener Epoche der Nachwelt zu überliefern, ist wohl Beweis genug, wie tief in dieser Zeit das Reich gesunken, wie wenig Erwähnenswerthes von Seiten der ägyptischen Könige geschehen, und wie wenig endlich über sie in den Tempelarchiven verzeichnet gewesen sein muß. Auch die Denkmäler selbst schweigen über diese Jahrhunderte, denn Künste und Wissenschaften

schliefen einen langen, tiefen Winterschlaf, um endlich mit neuer Kraft zu neuem Leben und neuer Blüthe zu erwachen. Keine Tempel, keine Paläste wurden erbaut, keine Obelisken errichtet; selbst der Reichstempel des Ammon in der Hauptstadt Theben stand verlassen und verödet und erhielt keine Erweiterungen noch Verschönerungen.

Erst fünf Jahrhunderte später, neunzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt unter dem ersten Könige der achtzehnten Dynastie konnte Aegypten von Neuem aufathmen. Ein thebanischer König, Amos brachte Rettung; die Israeliten zogen aus, der alte Erbfeind des Landes, welcher so lange als ungebetener Gast im Delta gewohnt hatte, wurde vertrieben. Die Ammonsstadt war wieder die Gebieterin über das ganze Reich von Philä bis zur Küste des Mittelmeeres. Die achtzehnte Dynastie begründete eine neue Blüthezeit, welche in der neunzehnten durch die Ramessiden die höchste Höhe erreichte. Diese Blüthe war zunächst eine Blüthe der Kunst, von der in dem nächsten Jahrtausende unzählige Denkmäler in Theben

und im ganzen Lande das ruhmwürdigste Zeugniß ablegten. Aber während von dem berühmten Sesostris alle alten Schriftsteller erzählen, dagegen kaum noch ein dürftiges Denkmal jetzt auf seine Größe hindeutet, so ist es mit der achtzehnten Dynastie gerade umgekehrt; hier zeugen zahlreiche Bauüberreste aller Art mit ihren Königsnamen von verschwundener Pracht und Herrlichkeit, — die Geschichte schweigt. Hier sind Kriegszüge in den Grabesgrotten der Könige abgebildet, von denen kein alter Schriftsteller berichtet.

Dies ist leicht erklärlich. Eines jeden Volkes Geschichte erweckt bei den Zeitgenossen nur dann Interesse, wenn sie mächtig in die Entwicklung anderer Völker eingreift und die Förderung oder den Sturz derselben herbeiführt. Aber bei welchem gleichzeitigen Volke können wir 1800 Jahre v. Chr. dieses Interesse suchen und voraussetzen? Selbst der Inder und Chinesen Geschichte ist in dieser frühen Zeit noch höchst unsicher, fabelhaft und unhistorisch; die Israeliten, eben erst aus Aegypten ausgezogen, lassen sich in Palästina nie-

der und haben während der Dauer der achtzehnten, neunzehnten und der folgenden ägyptischen Dynastien nur mit ihren nächsten Nachbarn, in deren Mitte sie wohnten, zu kämpfen; Griechenland endlich war noch nicht einmal bis zu seinem trojanischen Kriege gelangt. Diejenigen Völker aber, mit denen die ägyptischen Könige jener Zeit kämpften und die sie überwunden zu haben sich rühmten, gehörten den Denkmälern nach zum größten Theile dem mittleren und westlichen Afrika an und haben keine geschriebenen Geschichtsquellen hinterlassen, oder wenn sie dergleichen hinterließen, so sind uns dieselben doch bis heute unzugänglich geblieben.

Unter den vierzehn Königen der achtzehnten Dynastie, welche zu Theben regierten, konnte sich Aegypten, von der beständigen Sorge um die Vertheidigung des Landes gegen äußere Feinde erlöst, von Neuem den Künsten und Wissenschaften zuwenden. So gedieh und blühte es zunächst durch Künste des Friedens, und da es mit dem Auslande wenig in Berührung kam, so wußte auch das Ausland in dieser Zeit wenig von ihm zu erzählen.

Aber die Namen der Könige stehen deutlich auf den Denkmälern Thebens, und nicht nur diese, sondern auch alle übrigen bedeutenderen Städte des Landes verdankten ihnen ihre Tempel, Paläste, Kolosse und Obelisken, deren Trümmer noch heute die Namen jener kunstliebenden Pharaonen verewigen. Diese Denkmäler aller Art reden eine deutlichere Sprache von der Blüthe des damaligen Reiches, als es die Schriftsteller der alten Welt vermocht hätten.

In dieser Zeit wurde Theben die eigentliche Stadt, in welcher sich alle neugegründeten Tempel und Paläste zusammendrängten, so daß ein besonderer Stadttheil im Westen des Flusses — das sogenannte Memnonium — entstand, welcher keine Wohnungen sondern nur Prachtbauten enthielt. Auch der Reichstempel wurde von Jahr zu Jahr und mit jeder neuen Regierung aufs Neue erweitert; und endlich waren es diese Könige, welche in der westlichen Hügelkette sich ihre Grabkammern erbauten, welche nach Jahrtausenden wieder geöffnet, durch ihre Schätze, Sarkophage, Bild-

säulen und Wandgemälde Europa und die ganze Welt in Staunen setzten.

Endlich erstand auch ein neuer Eroberer, ein zweiter Sesostris — Ramses Miamun[3]). An den Wänden des von ihm erbauten Tempels in der Ammonsstadt ließ er in bildlichen Darstellungen und Inschriften seine Kriegszüge verewigen, durch welche er in Afrika und Arabien seinen Ruhm und seine Macht ausgebreitet hatte. Leider rief ihn von diesen seinen Zügen allzufrüh eine Empörung seines Bruders, den er als Statthalter zurückgelassen hatte, nach Aegypten zurück. Nun folgte er dem Beispiele seiner Vorgänger und beschäftigte sich mit friedlichen Werken, zugleich mit kräftiger Hand die nächsten überwundenen und tributpflichtig gemachten Nachbarn im Zaume und in Unterwürfigkeit haltend. Die Abgaben, welche die Unterworfenen ihm entrichten mußten, kamen denen gleich, welche das alte Rom unter seinen ersten Kaisern einzog[4]). Auch er erweiterte und verschönerte den Reichstempel, und das ganze übrige Aegypten zeugt von seiner Größe und Prachtliebe.

Selbst Nubien wurde von ihm erobert und dort manches mit seinem Namen geschmückte Denkmal errichtet. In einem unterirdischen Felsenpalaste bei Theben, in der Ramseskatakombe, wurde er bestattet. Derselbe war mehrere hundert Ellen lang und enthielt mehr als 24 Grabkammern, in deren mittelster sein Sarkophag beigesetzt wurde. - Wunderbares Menschengeschick! In unsrem Jahrhunderte wurden die Kammern und der Granitsarkophag geöffnet, der reiche mit Sculpturen verzierte Sargdeckel nach Cambridge gebracht, und der Sarkophag selbst 1827 n. Chr. nach Paris gesendet, wo er sich noch befindet. So theilten sich zwei Völker des Nordens friedlich in die Ueberreste des alten ägyptischen Heldenkönigs.

Auch die folgenden Ramessiden der neunzehnten Dynastie waren kräftige, kriegerische Regenten und ließen ihre Kriegsthaten an Tempelwänden und in Grabeshöhlen bildlich darstellen. Die von Miamun unterjochten Völker machten vielfach den Versuch, das lästige Joch der ägyptischen Herrschaft abzuschütteln, und so entstanden

jene Kriege, in welchen die ersten kräftigen Nachfolger des großen Ramses Alles aufboten, um ihr Reich in der Ausdehnung zu erhalten, welche ihm ihr ruhmvoller Vorgänger gegeben hatte. In das Ende dieser Dynastie fällt der trojanische Krieg, und indem wir somit in uns bekanntere Zeiten eintreten, rücken wir auch dem Zeitpunkte unserer Erzählung immer näher und näher. Es ist eine alte Erfahrung, daß die höchste Blüthe stets den Verfall, daß die höchste Macht und der höchste Reichthum stets Schwelgerei, Sittenverderbniß und Entartung in ihrem nächsten Gefolge mit sich führen. So im alten Rom — so ein Jahrtausend früher in Aegypten. Auch die Könige der zwanzigsten Dynastie regierten zu Theben, auch sie waren Ramessiden, aber wie wenig glichen sie ihren ruhmwürdigen Vorfahren! Der erste derselben ist jener Rhampsinit, von dessen Reichthümern und Geize, von dessen Schatzhanse und von dessen schamloser Tochter Herodot das bekannte Märchen erzählt. Ihm ähnlich waren seine Nachfolger; mit der allmäligen Zunahme des Reichthums und der Schwel-

gerei, der Ueppigkeit und Sittenlosigkeit der Könige hielt auch der Verfall Thebens und des ganzen Reiches gleichen Schritt, und mit dem Letzten der Ramessiden stehen wir mitten auf dem Boden unserer Erzählung. Bald sollte die Ammonsstadt anderen Städten, die Ramessidendynastie anderen Regentenfamilien Platz machen und das alte Reich in Versunkenheit und Vergessenheit zurücksinken.

In dem östlichen Theile der Stadt, umgeben von kleineren Privathäusern, lag nicht weit von der erwähnten dieselbe durchschneidenden und noch nicht völlig vollendeten Sphinxallee ein nicht unbedeutendes, prachtvolles, mehrere Stock hohes Palastgebäude, welches ursprünglich von einem der früheren Ramseskönige für sich und seine Familie erbaut, von dem Letzten der Ramessiden dem Oberbefehlshaber seiner Leibwache, einem der wichtigsten Männer im Staate, Namens Ahmes zum lebenslänglichen Nießbrauche angewiesen worden war.

Ahmes bekleidete, wie gesagt, eins der bedeutendsten und hervorragendsten Staatsämter; als Oberbefehlshaber der stets in der Hauptstadt weilenden Leibwache und einiger anderer in derselben und in ihrer Nähe stationirter Truppen war er zugleich Statthalter und Nomarch des ganzen Districtes und die ganze Polizeiverwaltung desselben war in seine Hand gelegt. — Er war also ein wichtiger Mann, der das besondere Vertrauen des Königs besaß und besitzen mußte, besonders zu einer Zeit, in der die übertriebene Prachtliebe und Schwelgerei, die Zügellosigkeiten und Sittenlosigkeiten des Hofes das Murren und den Widerspruch aller Gutgesinnten hervorriefen und die strenge Priesterschaft empörten und auf Veränderungen und Umwälzungen aller Art hoffen ließen. — Es war zu gleicher Zeit eine der schwierigsten Amtsstellungen, welche er verwaltete; die unruhigen und verdächtigen Köpfe sollten überwacht, das unter den mannichfachsten Abgaben aller Art seufzende und murrende Volk sollte in Ruhe gehalten, der ihr stolzes Haupt erhebenden und drohenden Priesterschaft gegenüber

sollte das Ansehen des Kriegerstammes, aus dem die Könige entsprossen waren, bewahrt werden. Alle diese verschiedenen Amtsverrichtungen erforderten einen vorsichtigen, umsichtigen, strengen und stets wachsamen Mann.

Ahmes war vorsichtig, umsichtig, wachsam, strenge — aber er war in den letzten Jahren alt, sehr alt geworden. Er zählte an die siebenzig Jahre, und der schwere Kriegerhelm wurde ihm oft lästig und drückend auf seinem ergrauten Haupte.

Schon lange würde er den Dienst verlassen und sich auf eins seiner Landgüter in Niederägypten zurückgezogen haben, hätte er nicht einen Sohn gehabt, den er erst in der Gunst des Königs befestigt sehen wollte, ehe er sich selbst derselben entzog. Dieser Sohn war Hauptmann einer Kriegerabtheilung, welche gewöhnlich die Nordseite Thebens bewachte, jetzt aber durch eine andere ersetzt und auf kurze Zeit zur Bewachung der Gefangenen in die Steinbrüche an der südlichen Reichsgrenze geschickt worden war. Der Sohn war der Stolz des Vaters, — sein einziger Stolz,

seine einzige Freude, da ihm Nichts aus den Zeiten seines früheren Glückes geblieben war, als dieser Sohn.

Der Vater liebte den Sohn, der Sohn den Vater — mit einer schwärmerischen Liebe, wie sie selten gefunden wird.

Obgleich durch ihre verschiedenen Berufsgeschäfte gezwungen, in verschiedenen Stadttheilen und über eine Stunde von einander entfernt zu wohnen, suchten sie doch einander täglich wenn auch nur auf wenige Minuten zu sehen und zu sprechen, und war ihnen dieses tägliche Begegnen einmal nicht möglich gewesen, so glaubten sie Beide den Tag gar nicht erlebt, nicht glücklich verbracht zu haben, an dem sie getrennt geblieben waren. Um so schwerer traf sie die Trennung, als der Sohn, wie schon angedeutet worden, mit seiner Kriegerschaar an einen entfernten Stationsort versetzt wurde.

Der Sohn hatte nur einen einzigen Fehler, welcher den Vater jetzt, wo er sich von ihm getrennt sah, mit verdoppelter Sorge und Unruhe erfüllte.

Mit seinem Eintritte in die Jünglingsjahre hatte der junge Krieger eine eigenthümliche Art von Ehrgeiz bewiesen. Er hatte sich nie unter seines Gleichen, unter den Kriegern und Kriegsobersten glücklich gefühlt, wo er nur Einer unter vielen ihm Gleichen sein konnte; desto öfter war er in der Gesellschaft der niederen Kasten der Künstler, Kaufleute und Handwerker gefunden worden, wo er nicht nur durch seinen höheren Stand, sondern auch durch seine höhere Bildung glänzen und Staunen erregen konnte, wo man schweigend und ehrfurchtsvoll seinen Worten lauschte, wo man ihn fast wie ein höheres Wesen verehrte. Jedermann kannte und liebte den geistreichen, gebildeten, herablassenden, von dem Stolze der alten Zeit so weit entfernten jungen Krieger.

Aber der Vater Ahmes, der noch streng an dem stolzen Kastengeiste der „guten alten Zeit" festhielt, sah oft mit Kummer und Sorge auf dieses Treiben seines Sohnes und konnte nicht begreifen, wie derselbe sich und seinen Stand so wegwerfen und mißachten könne. Oft sogar hatte er ihn

freundlich und liebevoll gewarnt und wohl gar die Besorgniß ausgesprochen, der Sohn möchte vielleicht die Unzufriedenheit des Volkes theilen und mit ihm in sträflicher, aufrührerischer Verbindung stehen. Aber der Hauptmann hatte ihn stets beruhigt.

„Fürchte Nichts, lieber Vater!“ pflegte er zu sagen. „Ich bin ein treuer Diener unsres Königs, und auf keine Weise kann ich ihm besser dienen, als indem ich das unruhige Volk beruhige, belehre und veredle. Lang lebe der König!“ —

Treten wir in den erwähnten Palast durch die stattliche Säulenhalle und das hohe Thor ein, so führt uns von einem breiten Gange rechts die erste Thür in ein Geschäftszimmer. Hier saßen acht bis zehn Schreiber mit Buchrolle und Schreibrohr in den Händen, hier waren Diener der Obrigkeit aller Art beschäftigt, Steuern einzunehmen und zu berechnen, die Klagen bestohlener oder beleidigter und beeinträchtigter Leute anzuhören und das Nöthige zur Verfolgung der Schuldigen anzuordnen. — Aus diesem Vorzimmer führt uns eine andere Thür in

einen hohen, auf Säulen ruhenden, geschmackvoll möblirten Saal — in den Empfangssaal des Ahmes.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Ihre letzten Strahlen fielen durch die hohen Fenster auf die blau bemalte und mit goldenen Sternen besäete Decke.

Auf einem niedrigen, prachtvollen Ruhebette der Thür gegenüber lag der ergraute Krieger; vor ihm auf einem kleinen Tischchen stand sein reich verzierter Helm, neben dem Bette an der Wand lehnte sein treues Schwert. Beständig zum Dienste seines Königs bereit, pflegte er sich nie von diesen beiden Genossen zu trennen. Er war kein großer, aber ein kräftig gebauter, muskulöser Mann; noch war die Schwäche des Alters nicht an ihn herangetreten; ein ungetrübtes Auge, Leichtigkeit und Energie in allen seinen Bewegungen, eine mächtig gebietende Stimme, eine sichere Hand waren ihm von frühster Jugend an eigen gewesen und hatten ihn auch jetzt noch nicht verlassen.

In diesem Augenblicke schien er wachend zu

träumen. Ein schmerzlicher Zug, welcher um seine Lippen spielte und den man früher nicht an ihm bemerkt hatte, hätte einen stillen Beobachter errathen lassen können, daß seine Gedanken in der Ferne weilten bei dem geliebten Sohne, den man von ihm getrennt hatte.

„Getrennt?“ wird der Leser staunend fragen. „War der Vater nicht Oberbefehlshaber aller Truppen des Thebanischen Nomos, lag es nicht in seiner Hand, den Sohn zu versetzen oder zurückzurufen?“

Allerdings lag es in seiner Hand. Aber das einzige Recht, die einzige Macht, welche den Königen Aegyptens zu allen Zeiten fast ungeschmälert verblieb, war der Oberbefehl über das Heer im Kriege und im Frieden. Freilich machten sie im Frieden selten davon Gebrauch, aber der Letzte der Ramessiden, den wir später noch genauer zu schildern gedenken, wußte, daß er nicht von seinem Volke geliebt wurde, und war furchtsam und argwöhnisch im höchsten Maaße. Er war von Leuten umgeben, die ihm bald über Gebühr schmeichelten,

bald ihn durch eine Darstellung der Gefahren, die ihn bedrohten, in Schrecken setzten. Spione und Ohrenbläser aller Art drängten sich ihm auf. Hatten ihm diese etwas von dem verdächtigen Umgange des jungen, herablassenden Hauptmannes zugeflüstert?

Wir wissen es nicht. Aber eines Tages hatte er selbst befohlen, jene Kriegerabtheilung als Wache in die Steinbrüche zu schicken. Der unglückliche Vater, der treuste Diener und Günstling des Königs, hatte diesen Befehl schriftlich erhalten und war sogleich in den Palast geeilt, um seinen königlichen Herrn anzuflehen, ihn nicht von der einzigen Freude seines Lebens loszureißen. Aber dieser hatte sich nicht erweichen lassen, „ich habe meine Gründe," hatte er erwiedert; und der Oberbefehlshaber hatte diese königlichen Gründe, die er vielleicht errieth, geehrt und — geschwiegen.

Er hatte vier Wochen geschwiegen.

Aber heute sollte sein Kummer enden. Denn er hatte viele Freunde, die seinen Schmerz und seine Betrübniß sahen; es fanden sich andere Fürsprecher.

Der Obermundschenk des Königs war ein munterer, lustiger Mann und ein Liebling des Königs. Kein Wunder; denn bei den Hofgelagen, welche häufig Statt fanden, war er der wichtigste Mann im Staate und er durfte sich Manches erlauben, was anderen Höhergestellten übel gedeutet worden wäre. Als er heute dem schon durch die Freuden der Tafel erheiterten Könige einen Becher herrlichen Mareotischen Weines reichte, wagte er, von dem Schmerze des treusten Dieners Seiner Majestät zu sprechen.

„Warum hast Du nicht früher gesprochen?“ erwiederte der König. „In meinem Reiche soll Jeder fröhlich sein, wie ich, wenn der köstliche Wein durch die Adern rollt!“ Und er unterzeichnete und untersiegelte mit schon etwas unsicherer Hand den Befehl zur Ablösung des jungen Hauptmanns.

Die Sonne war schon im Begriffe unterzugehen, Ahmes lag noch in derselben Stellung und mit demselben traurigen Gesichtsausdrucke auf seinem Ruhebette, als ihm dieser Befehl überbracht wurde. Als er ihn gelesen, sprang er auf mit der

Kraft eines Jünglings und neigte sich tief zur Erde. „Habe Dank, Ammon!“ rief er aus. „Ich werde die Freude meines Alters wiedererblicken! Wie wird er sich freuen der treffliche Sohn! Heil dem gerechten Könige!“

Zweites Kapitel.

Heide und Israelitin.

An der äußersten Grenze Aegyptens in den sich östlich vom Nil nach dem rothen Meere hinziehenden Gebirgsketten lagen die reichen Goldbergwerke der alten Pharaonen[5]). War auch der Ertrag derselben in der Zeit, welche wir schildern, nicht mehr so ergiebig als ehemals, so war er doch immer noch hinreichend bedeutend, um den Schatz der Könige zu bereichern und ihren Schwelgereien Vorschub zu leisten, zumal da der Bergbau selbst, welcher von Verbrechern und Kriegsgefangenen ausgeführt wurde, ihnen fast nicht die geringsten Kosten verursachte. Der Felsenboden dieses Gebirges war meistentheils ganz schwarz und mit Adern eines glänzenden weißen Gesteins durchzo-

gen, aus welchem das Gold gewonnen wurde. In diesen Steinbrüchen und Goldwerken wiederholte sich täglich dasselbe einförmige Leben. In den Schachten des Gebirges wird das goldhaltige Gestein, welches außerordentlich hart ist und deshalb vorher durch Feuer mürbe gemacht werden muß, von den kräftigsten Männern ausgehauen; zugleich stehen Kinder bereit, um das ausgehauene Erz aufzulesen und bis zur Oeffnung des Schachtes an das Tageslicht zu tragen. Dort sind wieder andere junge Männer damit beschäftigt, die gewonnenen Stücke in steinernen Mörsern mit gewaltigen Keulen in erbsengroße Körner zu zerstoßen, und nicht weit davon sitzen Hunderte von Weibern und Greisen, welche auf kleinen Handmühlen, an denen zwei bis drei Personen arbeiten, die kleinen Metallerbsen zu feinem Mehle zermahlen. An einer anderen Stelle findet die Goldwäsche Statt. Auf schrägliegenden hölzernen Tafeln wird zu diesem Zwecke der Erzsand ausgebreitet und mit Wasser übergossen, welches die leichteren unedlen Theile mit sich fortführt und das schwerere Gold

zurückläßt. Diese Wäsche geschieht zu mehreren Malen, und was von unbrauchbarem Sande dennoch zurückbleibt, wird auf's Sorgfältigste mit Schwämmen fortgewischt. Erst dann kommt das Gold in die Schmelzöfen, wo es einen geringen Zusatz von Blei, Zinn, Salz und Gerstenkleie erhält.

Diese Tausende von Arbeitern sind theils Verbrecher und Staatsgefangene, welche das grausame Gesetz hier zu beständiger schwerer Arbeit verdammt hat, theils Kriegsgefangene oder deren Nachkommen, welche hier ihr elendes Leben fristen. Weder Krankheit noch Alter, weder Schwäche noch Gebrechlichkeit können sie befreien, nur der Tod winkt ihnen als süße Erlösung. Alle tragen Fesseln, zwar so, daß sie nicht an ihrer Arbeit, wohl aber an Widersetzlichkeit und Flucht gehindert sind; auch wandern überall Aufseher mit ihren langen Amtsstöcken umher, bereit, den Lässigen zu schlagen und zu züchtigen. So verwertheten die ältesten Könige ihre Verbrecher und Gefangenen; so war es bis in die Blüthezeit des Reiches geblieben, so

dauerte es fort bis zum Sturze der Regierung in Oberägypten.

Etwas seitwärts auf dem Felsen war ein umfangreiches, viereckiges, niedriges steinernes Haus errichtet. Es war einfach, ohne allen äußeren Schmuck, aber im Innern mit all' den Bequemlichkeiten ausgestattet, welche den armen Verdammten entzogen waren. Es hatte nur zwei Zimmer, ein größeres für eine Kriegerabtheilung, welche hier zum Schutze der Arbeitsaufseher die Wache hielt, ein kleineres für deren Hauptmann. Der Hauptmann war edel, reich, angesehen. Er war der Sohn des erwähnten Oberbefehlshabers, welchen wir schon in Theben kennen gelernt haben.

Diese Wache wurde oft abgelöst und durch eine andere ersetzt. Jeder hielt es für eine Strafe, an diesen unwirthlichen, ungeselligen Ort geschickt zu werden. Auch der junge Hauptmann hatte höchst ungern die Hauptstadt verlassen; auch er hatte Anfangs sich bitter über sein Geschick beklagt. Jetzt klagte er nicht mehr; — weshalb er nicht klagte, das war das Geheimniß seines Herzens.

Anfangs hatte er nur mechanisch sein Amt verrichtet. Er hatte jeden Mittag, jeden Abend die Runde gemacht, und sich von dem Gedeihen des Bergwerks, von dem Fleiße der Arbeiter, von der Redlichkeit der Aufseher überzeugt. Dies erforderte kaum die Zeit einer Stunde; dann war er traurig und mürrisch in sein Wachzimmer zurückgekehrt und hatte bald diesen, bald jenen seiner Untergebenen zu einem traulichen Gespräche oder einem Spiele herbeigezogen. So waren die ersten zehn Tage vergangen.

Mit der Zeit war es anders geworden; sein Rundgang dauerte erst zwei, dann drei, endlich vier Stunden. Auch er selbst hatte sich verändert. Weder Damespiel noch Würfel, weder fröhliche Gesellschaft noch heitere Gelage verkürzten ihm die Abendstunden. War die Sonne niedergesunken, hatte man den Arbeitern eine kurze Ruhe gegönnt, so saß er einsam in seinem Zimmer und schaute durch das hohe Fenster ernst und feierlich gestimmt zu dem Sternenhimmel empor. Die Krieger, die nicht wie sonst gerufen wurden, ihm

Gesellschaft zu leisten, staunten über sein verwandeltes Wesen; sie ergingen sich in Vermuthungen, ohne jedoch das Rechte finden zu können. Was war dem jungen Hauptmanne begegnet? Wir wollen ihn auf einem seiner Rundgänge begleiten und beobachten!

Die Sonne brannte heiß im Mittage, aber den Arbeitern wurde keine Ruhe gestattet, und sie arbeiteten unaufhörlich ohne einen Laut der Klage vernehmen zu lassen, zitternd vor der strafenden Hand der Aufseher, welche bald umhergingen, bald stillstanden und sich mit einander unterhielten, aber immer ein wachsames Auge auf die Arbeit gerichtet hatten. Um diese Zeit verließ der Hauptmann das Haus auf der Spitze des Felsens. Nur mit der leichten Tunica des Kriegers bekleidet und mit einem Dolche im Gürtel, einem Schwerte an der Seite bewaffnet, stieg er hernieder auf den in den Fels gehauenen Stufen, welche gerade hinab zu den Schmelzöfen führten. Nur einen flüchtigen, Zerstreuung und Unruhe verrathenden Blick warf er auf die Arbeit; er hörte nicht auf den Bericht

der Aufseher, den ihm dieselbeu pflichtschuldigst abstatteten, noch auf die Klagen, die sie über diesen oder jenen lässigen und unbrauchbaren Arbeiter führten. Rastlos eilte er weiter, ebenso schnell und achtlos an den übrigen Stätten des Tagewerks vorüber, bis er zu den Handmühlen gelangte. Hier schweifte sein Blick über die geschäftige Menge, über die bunt gemischten Greise, Frauen und Kinder aller Nationen, über Aegypter, Nubier, Aethiopier und Asiaten, welche das Kriegsgeschick in die Hände der ägyptischen Machthaber geworfen hatte.

Hier stand er oft still, hier lieh er den Worten der Aufseher ein geduldiges Ohr, ging selbst auf ihre Unterhaltung ein und wurde freundlich und theilnehmend gegen sie, so daß sie sich stolz erhoben fühlten durch die Herablassung des edlen Kriegers, der hier oft stundenlang verweilte und mit ihnen zwischen den Reihen der Arbeitenden umherwanderte. Plötzlich stand er still; sein Auge richtete sich auf einen Punkt, von dem es sich nicht wieder losreißen konnte. Er hatte gefunden, was er suchte, — was er täglich suchte, so oft er seine Wohnung verlassen.

An einer Handmühle, vereint mit einem alten grämlichen Aegypter, der wegen eines Verbrechens zur Zwangsarbeit verurtheilt worden, und mit einem durch Wunden geschwächten Nubier, der in dem letzten Aufstande seines Volkes in die Hand der Aegypter gefallen war, saß eifrig in ihre Arbeit vertieft, ein junges, liebliches Mädchen. Sie trug ein langes, weites, faltenreiches Gewand, welches bis zum Boden hinabreichte und Füße und Schnürsohlen bedeckte. Aus den Aermeln schimmerte ein schöner, runder und voller Arm hervor; über den zarten Händen waren die Handwurzeln mit einer langen, nicht allzu starken Kette an einander gefesselt. Es war keine große, aber edele und in allen Theilen auf's Lieblichste proportionirte Gestalt. Ihr Gesicht war gesenkt und auf die Arbeit gerichtet; dunkelschwarze Brauen umzogen in Halbkreisen die Augen, welche mit langen, unvergleichlich schönen Augenlidern bedeckt waren. Rabenschwarze Locken fielen auf die schön gerundeten Schultern herab. Die Gesichtsfarbe war orientalisch und hatte selbst in diesem Klima noch Nichts

von ihrer Feinheit und Frische verloren. — Es war eine Israelitin, welche hier arbeitete; auch ihr Vater war in den früheren Eroberungszügen gefangen und mit seinem kleinen, damals kaum vier Jahre alten Töchterchen in die Steinbrüche geschleppt worden. Seit dieser Zeit kannte sie nichts Andres als die Sklaverei. Sie hatte Anfangs geholfen, die einzelnen Stücke aus den Stollen heraus den anderen Arbeitern zuzutragen; später hatte man sie zu den Mühlen geschickt, und hier vereint mit ihrem Vater arbeiten lassen. So hatte sie zehn Jahre lang sich noch der väterlichen Liebe, seiner Ermahnungen, Belehrungen und seines geistigen Unterrichtes erfreuen können. Jetzt mochte sie ungefähr zwanzig Jahre alt sein. Vor Kurzem war ihr Vater gestorben.

Wir wollen die schöne Israelitin gleich bei ihrem Namen nennen, — sie hieß Hanna [6]). Als sie die Tritte des Herannahenden hörte, blickte sie auf und lächelte. Wer beschreibt den Reiz dieses Blickes und dieses Lächelns; wer die dunkeln, seelenvollen Augen, die sich emporrichteten, wer die

liebliche Form des Mundes, wer die blendend weißen Zähne, die zwischen den rothen Lippen schimmerten! Niemand hatte dies Alles bisher gesehen noch beobachten können; sie blickte nur auf nach ihm, sie lächelte nur für ihn, nur zweimal am Tage, Mittags und Abends, wenn sie seinen Tritt und seine Stimme vernahm. War es Dankbarkeit, die sie so an ihn fesselte? Man könnte es glauben. An einem der ersten Tage, nachdem er seinen Dienst angetreten, hatte sie vor Müdigkeit einen Augenblick von der Arbeit geruht, und der rauhe, grausame Aufseher hatte den Stock gegen sie zum Schlage erhoben. Da war der Hauptmann herbeigesprungen und hatte denselben zürnend den Händen des Unmenschlichen entwunden. Seitdem wagte der Aufseher nicht mehr, der Armen unfreundlich zu begegnen. Aber sie hatte damals zum ersten Male schüchtern dem Retter in's Auge geschaut und dankbar gelächelt; und dieses Lächeln konnte er nicht vergessen, es zog ihn täglich an dieselbe Stelle — zur schönen Hanna.

Wenige Tage später hatte er sie angeredet, als

er sich einen Augenblick ungestört und unbeobachtet sah. „Wenn mich das Schicksal,“ hatte er mit tiefergriffenem Ernste gefragt, „wieder von hier entfernt und in die Stadt zurückruft, wird mich Hanna vergessen?“

„Nein, niemals, Herr!“ hatte sie mit einem seelenvollen Blicke geantwortet, und eine Thräne hatte sich aus ihren dunklen Augen hervorgestohlen.

Weiter hatten sie Nichts gesprochen; aber der Hauptmann kehrte fröhlich und glücklich am Abende heim, und noch im Traume flüsterte er die ihn seitdem beständig beschäftigenden Worte: „Hanna wird dich nicht vergessen!“

Glücklicher Krieger!

Auch heute blickte Hanna lächelnd hinüber nach der Stelle, wo er gewöhnlich stehen blieb, wo er stundenlang stand in ihrem Anschauen verloren. Auch heute blickte sie freundlich in seine Augen, die fest auf sie gerichtet waren. Aber schnell senkte sie die ihrigen und ihr ganzer Leib

begann zu zittern, als sie ihn sich nähern und dicht vor sie treten sah.

„Ich bin durstig und erhitzt," sagte er zu den beiden Mitgefangenen des schönen Mädchens. „Holt mir einen frischen Trunk Wasser aus der Quelle!" Und sobald sich dieselben erhoben und mit einem großen Kruge entfernt hatten, um dem Befehle des Gebieters nachzukommen, wendete er sich zu Hanna, indem er sich neben ihr auf den Steinboden niederließ.

„Ruhe ein wenig von der Arbeit, Hanna, und erzähle mir aus Deinem Leben, aus Deiner Kindheit!"

„Aus meinem Leben, aus meiner Kindheit?" erwiederte sie wehmüthig und wagte von Neuem ihr dunkles Auge zu ihm zu erheben. „Habe ich denn gelebt, habe ich denn eine Kindheit gehabt? Seit sechszehn Jahren eine Sklavin im Bergwerke, seit zehn Jahren an der Mühle, ohne je ein andres Gesicht zu sehen, als das der mürrischen Mitgefangenen und des strengen, grämlichen Aufsehers! Ist das Leben?"

„Seit sechszehn Jahren im Bergwerke? Armes Mädchen, wie bedauere ich Dich!“ sagte er leise wie mit sich selbst sprechend. Und seine Hand suchte und fand die ihrige. Er drückte sie sanft. Eine schwache Röthe zog über ihr Gesicht und die Augendeckel senkten sich tief herab. Er sollte nicht in ihren Augen lesen, was sie empfand. — Lange ruhte ihre Hand in der seinigen, aber sie erwiederte den Händedruck nicht. Sie schwieg.

„So hast Du nie,“ begann er von Neuem, „einen jungen Mann Deines Stammes gesehen, gesprochen und geliebt? Hast nie empfunden, welch' ein seliges Gefühl es selbst in der größten Noth, in dem bittersten Elende ist, wenn wir ein theilnehmendes Herz finden, das mit uns duldet, leidet und entbehrt?“

„Herr!“ erwiederte sie sanft ohne aufzublicken, „Du fragst nur, um zu fragen, was Du besser weißt, als ich. Die wenigen jungen Leute meines Stammes, die das Kriegsglück Euch in die Hände geliefert hat, arbeiten in den Schachten, aus denen sie fast nie emporsteigen. Du weißt, wie sorgfältig Ihr

uns hütet, damit wir nie weder durch Worte noch durch Zeichen uns verständigen können. Ihr mißgönnt uns selbst den einzigen Trost, unsre Sprache reden und hören, an unser Vaterland denken und von ihm sprechen zu können. Nur mein Vater war mein Gefährte und mein einziges Glück. Aber sein tröstender Blick ruht nicht mehr auf mir; auch er ist heimgegangen zu den Vätern. Ich bin nun ganz allein!“

„O! daß ich nicht König bin, und dies Alles abändern kann!“ rief der Hauptmann. Dann fuhr er leiser fort, indem er seinen Arm um sie schlang: „Tröste Dich, Hanna! Es giebt Einen, der täglich und stündlich an Dich denkt, der Dein Schicksal innig beklagt, der Dich gern errettete, wenn er könnte. Willst Du ein Liedchen hören, welches ich täglich zu meiner Cither singe, wenn auch ich, wie Du, einsam und verlassen oben auf dem Felsen sitze, und der Jubel der zechenden Krieger mich aus dem Hause treibt? Höre!“

Der Hauptmann erhob sich, als wenn er sein Gespräch beendigt hätte, und wanderte einige Au-

genblicke hin und her, um die Aufmerksamkeit der übrigen Gefangenen von Hanna abzulenken. Dann trat er, als warte er nur auf den Trunk, den die Sklaven bringen sollten, an ihre Seite, und sang mit leiser nur ihr verständlicher Stimme ein eintöniges Lied, dessen Inhalt wir in dem Folgenden wiederzugeben versucht haben. Das junge Mädchen blickte stumm zu Boden und schien kaum auf den Gesang zu achten. Aber sie lauschte aufmerksam auf seine schöne, tiefe, wohltönende Stimme. Er sang:

In Deinen Augen ruht mein ganzes Glück!
Und wenn die Nacht mit ihrem schwarzen Kleide
Bedeckt des Tages Schmerz und seine Freude,
Dann denk' ich froh an jeden Augenblick,
Wo Du mir freundlich nahe warst, zurück,
:,: In Deinen Augen ruht mein ganzes Glück. :,:

Und wenn ich früh aus süßem Traum erwacht
Und an des Tages Arbeit bin gegangen,
Ergreift mich oft ein unerklärlich Bangen,
Und eh' ich's ahne, hab' ich Dein gedacht,
Und wachend träum' ich nur von Deinem Blick —
:,: In Deinen Augen ruht mein ganzes Glück. :,:

Dann zieht es mit unendlicher Gewalt
Mich hin zu Dir in Deine liebe Nähe,
Denn wenn ich nur in Deine Augen sehe,

Verschwinden alle meine Leiden bald,
Und Freude nur und Friede bleibt zurück —
:,: In Deinen Augen ruht mein ganzes Glück. :,:

Doch sind bisweilen Deine Augen trüb,
Und wenn sie nicht wie sonst mir freundlich winken,
Dann möcht' ich immer vor Dir niedersinken,
Und auf den Knieen flehen: O! Vergieb!
Und schenke mir nur einen frohen Blick —
:,: In Deinen Augen ruht mein ganzes Glück. :,:

So groß ist Deiner dunklen Augen Macht,
So hast Du ewig mich an Dich gekettet,
Und wenn mich Deine Hand nicht freundlich rettet,
Umgiebt mich der Verzweiflung dunkle Nacht.
Wollt' ich auch flieh'n, es zög' mich doch zurück —
:,: In Deinen Augen ruht mein ganzes Glück. :,:

Kaum hatte er dieses Lied beendigt, so kehrten die Sklaven mit dem großen Wasserkruge und einem Becher von der nahen Quelle zurück. Der Hauptmann trank in raschen Zügen, und der kühle Trank schien ihm wohlzuthun und die Hitze zu mildern, die vom Himmel auf ihn herab und in seinem Innern brannte. — Dann beugte er sich schnell über das junge Mädchen hernieder und flüsterte ihm zu: „Was antwortest Du, Hanna?“

„Was soll ich antworten, Herr! Es ist ein schö-

nes Lied. An wen ist es gedichtet?“ fragte sie schüchtern und hoch erröthend.

„An Dich, an Dich allein, schöne, gute Hanna!“

Sie erröthete nicht mehr, sie erblaßte. „Herr, Du redest Thorheit!“ erwiederte sie und bedeckte erschrocken über das harte Wort, das ihr entfallen, ihr Gesicht mit den Händen.

„Lebe wohl, Hanna!“ Er faßte schnell noch einmal ihre Hand, drückte sie fest, wie zum ewigen Abschiede. Nach wenigen Schritten stand er still und blickte noch einmal zurück. Er hoffte vielleicht, sie werde ihn freundlich zurückrufen.

Sie saß noch in derselben Stellung, die Augen wiederum mit ihren Händen bedeckt. Die Thräne, die sie mit denselben zu verbergen suchte, sah er nicht. Sie schaute ihm nicht nach, sie rief ihn nicht zurück.

So verließ er den Steinbruch.

Wir wollen jetzt einen Blick auf unsren Hauptmann werfen. Auch er war nicht groß, sondern von

mittlerer ägyptischer, etwas gedrungener Statur, aber kräftig gebaut. Nicht allein an seinem feinen, edlen Benehmen und seiner stolzen Haltung, sondern auch schon an seiner hellbraunen Hautfarbe, durch welche er sich von der dunkleren Raçe unterschied, erkannte man leicht seine Abkunft von dem intelligenten, siegenden Stamme der Landesbevölkerung, welcher ehemals die rohen Ureinwohner unterjocht hatte. Seine Augen waren dunkel, stechend, gebieterisch; und nicht mit Unrecht hatte er sich stets gerühmt, daß Niemand der Gewalt derselben widerstehen könne. Ein Blick von ihm genügte, und seine Untergebenen wußten, was er wollte und befahl; Freude und Liebe, Haß und Zorn — kurz alle Regungen seines Herzens spiegelten sich in eigenthümlicher Färbung in dem Ausdrucke seiner Augen. Und dennoch hatten diese Augen einen Fehler. Sie hatten vor Jahren an der in Aegypten durch den feinen Staub der Wüste so häufig herbeigeführten Augenkrankheit gelitten, und wenn auch äußerlich geheilt, doch nach und nach fast unmerklich an ihrer Sehkraft verloren. Der Hauptmann war kurzsichtig.

Wollte er einen fernen Gegenstand genauer erkennen, so schloß er das rechte und concentrirte alle Kraft in das linke Auge, welches dann gewaltsam geöffnet und fast aus seiner Höhlung hervortretend, einen unheimlichen, fast geisterhaften Ausdruck annahm. Doch geschah dies selten; denn er ahnte wohl selbst, wie sehr dadurch seine sonst so schönen und regelmäßigen Gesichtszüge entstellt wurden.

Wie alle edleren Aegypter war er wissenschaftlich gebildet und als Jüngling von den Priestern unterrichtet worden. Nicht allein die heilige Schrift, sondern auch die Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie, sowie die Geographie und die Geschichte seines Vaterlandes waren ihm bekannt. Er hatte so eben das dreißigste Jahr erreicht.

Als er traurig und mißgestimmt über das eben Erlebte in das Wachthaus und in sein Zimmer zurückkehrte, harrte seiner ein Bote aus der Hauptstadt, ein Sklave seines Vaters, welcher bis zu den Katarakten auf der breiten Wasserstraße des Nil, und dann ostwärts zu Fuß den weiten Weg zurückgelegt hatte. Er meldete, was wir schon wissen, daß

in drei Tagen die ersehnte Ablösung eintreffen und der Hauptmann nach Theben würde zurückkehren können.

Wunderbares menschliches Herz! Was dir heute eine Strafe, erscheint dir morgen ein Glück; was du heute ersehnst, ist dir morgen leid! Hatte der Hauptmann in den ersten Tagen seine Ablösung von den Göttern erfleht, so war sie ihm heute ein unerwarteter Donnerschlag, der sein ganzes Wesen erschütterte. Zwar bewahrte er äußerlich seine gewohnte Ruhe, aber sein Auge verrieth seinen Zorn, seine Unruhe. Des Boten nicht achtend, stand er lange unbeweglich, den Blick zum Boden gerichtet. Dann plötzlich fuhr er auf:

„Bist Du noch da? Unglücksbote! Ich will allein sein!“

Der Bote entfernte sich staunend.

Als er allein war, begann der Hauptmann unruhig in seinem Zimmer hin- und herzuwandern. Es begann für ihn ein Kampf, wie er häufig bei dem Menschen eintritt, wenn derselbe mitten in dem Glücke, dem er sich sorglos und kein Ende ahnend

hingegeben, plötzlich durch die Gewalt der Umstände aufgerüttelt und zu einer Entscheidung gedrängt wird. Statt sie zu verwünschen, sollten wir solche Umstände und Ereignisse segnen und freudig begrüßen; sie reißen uns empor aus dem Taumel thatenlosen Glücks, sie veranlassen uns zur Entschlossenheit und Entschiedenheit; sie zerreißen ein Band, das doch nicht lange mehr gehalten hätte, oder sie befestigen es, indem sie die schon halb gelösten Knoten von Neuem schürzen; sie zwingen uns kräftig einzugreifen in das Rad unsres Glücks, — sie sind die gebietenden Wendepunkte unsres Lebens.

„Drei Tage! Nur noch drei Tage!“ murmelte er vor sich hin. „Und ich sollte sie vielleicht nie wiedersehen? Sie sollte keinen Beschützer, keinen Freund mehr an mir haben? Ich sollte sie verlassen, nicht mehr in ihr schwarzes Auge blicken? Nein! Es muß entschieden werden! Noch heute; heut Abend!“

Er stand wiederum still. Er wunderte sich über sich selbst und seine Gedanken. Wo waren sie hingerathen? Er, der edelste unter den Kriegern, deren

Vorfahren die Welt überfluthet und erobert hatten, — und ein gefangenes Judenmädchen? Er war zu edel und zu verständig, als daß nicht Bedenklichkeiten der verschiedensten Art vor seiner Seele hätten auftauchen sollen. Aber wenn Verstand und Liebe im Kampfe liegen, siegt stets die Liebe, denn sie ist mächtiger, ausdauernder, überredender.

Und der Hauptmann liebte. Er hatte schon viel im Leben geliebt; aber er erkannte in diesem Augenblicke, oder er glaubte wenigstens zu fühlen, daß er noch kein Mädchen seiner Kaste so sehr geliebt habe, wie diese Hanna. Sie mußte sein werden.

Und wie langsam, wie tödtlich langsam schleicht dem Liebenden die Zeit dahin. Die Minuten scheinen ihm Stunden, die Stunden Tage, die Tage Monde, bis er die Geliebte gesehen. Warum? Weil er nur einen Gedanken hat, weil nur ein Bild seine Seele erfüllt, weil er tausendmal dasselbe denkt und sich wiederholt, was er ihr sagen, was sie ihm antworten wird. Wie die Danaiden schöpft er immer neue Gedanken, denen neue und neue folgen. Und es sind doch immer dieselben,

die Herz und Gemüth aufreiben, bis Beide ermatten.

Endlich erschien der Abend, plötzlich, überraschend wie fast stets in jenen Gegenden. Dort giebt es kein Morgen-, kein Abendroth, keine Dämmerung [7]). Wie wenn in geschlossenem Zimmer das Licht verlöscht und plötzlich uns Dunkelheit umgiebt, so trennt dort ein Augenblick Tag und Nacht, sobald die Sonne dem Gesichtskreis entschwunden ist. Aber auch die Nacht hat ihr Licht; hell glänzen Mond und Sterne, die nie und nimmer durch Wolken oder Nebel verdüstert werden. Eine solche Nacht brach endlich herein.

Während der Mond sein blendend weißes Licht über die Felsen ergoß, während ein Stern nach dem andern in hellerem oder röthlichem Schimmer am Himmel auftauchte, stieg der Hauptmann eilenden Fußes aber vorsichtig, als gälte es einen mächtigen Feind zu überlisten, in die Thalschlucht hinab. Nach wenigen Minuten stand er erschöpft und athemlos mitten unter den Arbeitern. Es war beim Eintritte der Nacht plötzlich kühl geworden, und während er

einen Augenblick seinen schnellen Lauf hemmte, um Athem zu schöpfen und die auf- und niederwogende Brust sich beruhigen zu lassen, hüllte er sich fest in seinen Mantel, welchen er bisher nur leicht über die Schultern geworfen hatte.

Alles war ihm günstig. Von den beiden Mitarbeitern der schönen Israelitin war der eine gegangen, um bei der Vertheilung des kärglichen Abendmahls das seinige in Empfang zu nehmen, der andere war erschöpft in einen festen Schlaf versunken. Hanna saß allein und blickte hinauf zum Sternenhimmel. Sie betete zu ihrem Gotte um Erlösung aus der Verwirrung, welche ihre noch vor Kurzem so ruhige und entsagende Seele ergriffen hatte.

Plötzlich stand der Hauptmann neben ihr. Hatte sie ihn erwartet? Sie war weder bestürzt noch überrascht, ihn bei sich zu sehen. Und still und schweigend, wie er gekommen war und sich ihr genähert hatte, setzte er sich neben sie und ergriff ihre Hand. Es war eine peinliche Minute des Schweigens, aber sie waren Beide glücklich, sobald ihre Hände

sich vereinigt hatten. Mußte doch, das wußten sie, jetzt Alles gesprochen werden, was ihre Seele belastete.

„Hanna!“ begann er endlich, „in wenig Tagen bin ich nicht mehr hier. Du sprachst heut ein hartes Wort. Wirst Du mir dasselbe erwiedern, wirst Du mir keine verständigen Gründe sagen, wirst Du mir nicht im Ernst und nach Deinem Gewissen antworten können, wenn ich Dir sage, daß ich fern von Dir und ohne Dich nicht leben kann, daß nur Du allein meine ganze Seele erfüllst, daß Du mein sein mußt, wenn ich glücklich werden soll?“

Ernst, aber ohne Verwirrung antwortete sie: „Ja, Herr, drei Gründe will ich Dir nennen, die mich von Dir ewig trennen, und die Du hättest bedenken sollen, ehe Du mich fragtest, ehe Du mir in der Ferne ein Glück zeigtest, das ich nie werde erringen können. Du bist dem uralten edlen Geschlechte der Krieger entsprossen; in Deiner Kaste mußt Du Dir eine Lebensgefährtin suchen, die Dir gleich steht an Stand, Reichthum, Erziehung und

Bildung. Du mußt ferner, o Herr, bedenken, daß ich — ein Judenmädchen bin, daß ich einem Volke angehöre, welches Ihr verachtet und verfolgt habt, seitdem Ihr mit ihm in Berührung gekommen seid, daß aber auch mein Gott mir verbietet, einem Manne anzugehören, der nicht ihm, dem lebendigen Gotte, sondern stummen Götzenbildern opfert. — Du mußt endlich bedenken, daß ich eine Sklavin bin, eine Sklavin Deines Königs, zu ewiger Knechtschaft verdammt. Das Alles bedenke! Du wirst heimziehen in die Hauptstadt zu Deines Gleichen, Du wirst, das weiß ich, der armen Hanna ein freundliches Andenken bewahren, und — Hanna wird oft dankbar an Dich und Deine Güte zurückdenken und für Dich zu ihrem Gotte beten; — das ist Alles, was wir thun können und dürfen."

Sie blickte ihm fest und vertrauensvoll in die Augen. Sie hatte ihm Alles gesagt, was seit der verhängnißvollen Mittagsstunde ihr Herz beunruhigt hatte. Ein seliger Friede, der Lohn aufopfernder Entsagung leuchtete aus ihren Blicken.

Aber der Hauptmann wollte nicht entsagen.

Fest schlang er den Arm um sie und zog sie sanft an sich. „Alles das, meine Hanna," erwiederte er schmeichelnd, „habe auch ich bedacht, Alles das werde ich noch oft in Zukunft bedenken, und ich hoffe einst alle Deine Einwürfe zu besiegen. Aber jetzt drängt die Zeit, nur Eins will ich wissen, ob Du mich liebst. Siehe, ich gestehe es, ich habe Viele meines Stammes geliebt, ich habe sie und sie haben mich vergessen, aber Keine habe ich je so geliebt, wie Dich, Hanna! Wäre ich der König dieses Landes, wäre ich Herr über seine Reichthümer, Frauen, Sklaven und Sklavinnen, Alles wollte ich freudig hingeben — für Deine Liebe!"

„Um unter den Vielen, die Du geliebt und wieder vergessen hast, auch ein Judenmädchen zu haben, nicht wahr?" sagte sie schalkhaft lächelnd, indem eine Thräne des Glückes in ihrem Auge glänzte.

„Nein, Hanna, nur keinen Spott in dieser ernsten Stunde!" rief er aus und umschlang sie fester aus Furcht, daß sie sich ihm entziehen könnte. „Sage mir, ob Du mich lieben kannst, und alles

Andere muß vor diesem Einen in Nichts zerfließen."

„Ja, Herr!" erwiederte sie offen und ohne Scheu. „Ja, ich liebe Dich, ich werde nie einen Andern lieben; aber dennoch kann ich nie die Deine werden. Und wärest Du reich und mächtig genug, um alles Andere, was unsrem Glücke im Wege steht, zu besiegen, so bleibt nöch Eins, fest, unabänderlich, unbesiegbar — die Religion. Sollen unsre Kinder den Vater verspotten, wenn er vor dem kalten, steinernen Ammonsbilde niedersinkt, oder sollen sie die Mutter verachten, wenn sie ihren lebendigen, Euch fremden, Gott anbetet? Denn hoffe nicht, daß ich jemals meinen Gott verlassen könnte! Ihm, der gerade in diesem Lande uns, sein Volk, so wunderbar geführt und geleitet hat, ihm treu zu bleiben, habe ich meinem sterbenden Vater versprochen!"

Schwärmerisch blickte sie zum Himmel empor, als wolle sie den Schutz des Höchsten erflehen, ihr beizustehen in dieser schweren Stunde. Da der Hauptmann schwieg und stumm und nachdenklich

vor sich niederblickte, fuhr sie nach einigen Minuten begeistert fort:

„Du kennst weder ihn noch seine Wunder. Und doch solltet Ihr ihn kennen, wäre Euer Herz nicht verstockt und verhärtet gewesen. Mitten unter Deine Vorfahren ist er getreten und hat ihnen seine Macht, seine Kraft und seine Herrlichkeit gezeigt. Freilich Eure Tempelwände und Geschichtsannalen erzählen Nichts davon. Eure stolzen Priester werden dafür sorgen, daß die Strafen, die Gott über Euch verhängte, daß die Schmach und Schande Aegyptens vergessen werde im Laufe der Jahrhunderte [8]). Aber wir, wir werden dankbar das Andenken an jene Wunderzeit bewahren, wir werden Zeugniß davon ablegen den spätesten Geschlechtern. O! Wie ist unser Gott so mild und freundlich selbst gegen die, die nicht seinen heiligen Namen anrufen. Auch Euch hat er einst aus siebenjähriger Hungersnoth errettet durch einen Sohn Israels, seines Getreuen. Aber die Könige Aegyptens vergaßen jene göttliche Wohlthat, sie knechteten das Volk Gottes, bis derselbe Gott sich seines Volkes er=

barmte und es aus Euren grausamen Händen errettete. O! Wie schwach und machtlos standen Eure Priester, Eure Götter den Wundern unsres Gottes gegenüber! Warum halfen damals weder Ammon noch Isis, weder Ptah noch Osiris Eurem Lande, als unser mächtiger Gott es mit seinen Plagen schlug, als er das Wasser in Blut verwandelte, das Land mit Fröschen, Mücken und Fliegen erfüllte, als er Euer Vieh sterben ließ und Euch selbst mit gefährlichen und schmerzhaften Krankheiten heimsuchte, als Hagel, Regen und endlich Heuschrecken Eure Felder verwüsteten, als Euch mitten am Tage Finsterniß umgab und zuletzt die Pest Eure Erstgeburt dahinraffte? Wurde Euer Herz nicht erschüttert, als Ihr das Volk Gottes sicher durch das Meer gehen und Euren König und Euer ganzes Heer mit Rossen und Wagen darin umkommen saht? Wann haben Eure Götter Aehnliches zu vollbringen vermocht? Nenne mir ein gleiches welterschütterndes Wunder, durch welches sich Einer Eurer Götter offenbart hat, und ich will vor ihm niederfallen und ihn anbeten."

Der Heide schwieg lange; er suchte vergebens nach einem Wunderzeichen seiner Gottheit. Die ägyptische Religion, die fast drei Jahrtausende hindurch in gleicher Gestalt und Form die Gemüther dieses starren, alles Neue verschmähenden Volkes fesselte und erfüllte, hatte viele Götter und viele Dämonen, aber keine lebendige Geschichte derselben. Gott Ammon stand in unzähligen Steinbildern in den Tempeln der Weltstadt Theben, sein regungsloses Antlitz schaute Jahrtausende hindurch unbeweglich über Stadt und Land, über Fluß und Bach; aber er hatte sich nie belebt, um seine Macht und Herrlichkeit in der Geschichte des Volks zu offenbaren.

So saß denn der Hauptmann lange stumm und traurig. Sie blickte ihm in's Auge und bemerkte seinen Trübsinn. „Doch ich will," so fuhr sie deshalb fort, „Dich gewiß nicht kränken oder beleidigen. Wir sind auch dankbar gegen Euch, denn wir haben viel in Eurem Lande erfahren und gelernt. Roh und ungebildet zogen unsre Stammeltern in Aegypten ein, und sie haben hier nicht nur

Eure Künste und Wissenschaften sich zu eigen gemacht, sondern auch manches Treffliche bei Euch gefunden, was sie in ihrem späteren Gottesdienste einzuführen sich nicht scheuten. Ursprünglich hatten wir keine besonderen Priester; jeder Hausvater war zugleich Fürst und Priester, und opferte Gott für sein Haus und im Beisein seiner Familie; ursprünglich verehrten wir Gott an jedem Orte unter freiem Himmel. Aber hier erkannte Moses, unser Gesetzgeber, wie gut und segensreich es ist, wenn ein weiser und gesetzeskundiger Priester den Gottesdienst leitet, und deshalb wurden das Priesterthum und die einzelnen Dienste im Heiligthume bestimmten Familien und deren Nachkommen übertragen; hier lernte Moses den mächtigen und überwältigenden Eindruck kennen, den es auf das menschliche Gemüth hervorbringt, wenn Tausende an einem heiligen Orte zusammenströmen und vereint ihren Schöpfer loben, — und seitdem sammelt sich auch mein Volk um die Bundeslade in der Stiftshütte und tausend und abermal tausend Stimmen senden zugleich dieselben Gebete zum Höchsten empor. Ja selbst unter

den vielen weisen Gesetzen, die uns Moses gegeben, mögen manche sein, die mit den Eurigen übereinstimmen, aber die Hauptsache, das Beste, Schönste und Erhabenste, was unsre Priester lehren — der eine, lebendige Gott ist unser alleiniges Eigenthum. Ihn brachten die Söhne Israels mit nach Aegypten, ihn nahm das Volk Israels nach Hunderten von Jahren wieder mit sich fort, und ließ Euch Eure stummen, kraftlosen, steinernen Götzen, die es verachtete. Einmal in der Wüste machten sie es Euch nach und formten sich ein goldenes Bild Eures Apis, aber Gott strafte sie und rief ihnen zürnend zu: „„Ich bin der Herr, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Lande Aegypten, aus dem Hause deiner Knechtschaft. Du sollst keine anderen Götter haben, außer mir! Du sollst dir kein Bild machen und keine Gestalt von Allem, was im Himmel oben, und was auf der Erde drunten, und was im Gewässer unter der Erde ist [9])!““ Und das Volk gehorchte ihm, und er führte es in das Land der Verheißung, wo es in Glück und Frieden wohnen wird in alle Ewigkeit.“

Noch nie vielleicht war das Wort Gottes, des Lebendigen, von schöneren Lippen gepredigt worden. Hanna war immer wärmer und begeisterter geworden, und der Hauptmann lauschte ihrem Munde mit immer größerem Interesse.

Was haben nicht schon Alles ein Paar schöne Augen vermocht! Sie haben Tyrannen bezwungen und wilde Thiere gebändigt; sie haben aber auch oft durch ihren verführerischen Glanz den Redlichsten zum Verräther an seinen Freunden, am Vaterlande, ja selbst an dem heiligsten Glauben und an der Religion gemacht. Um wie verführerischer und gefährlicher mußten in diesem Augenblicke Hanna's Augen sein, wo sich mit ihnen die Alles besiegende Wahrheit und überzeugende Gründe vereinigten, um den blinden Wahn des Heidenthums zu vernichten. Der Hauptmann glaubte mit fester Ueberzeugung an jedes Wort, das sie gesprochen; er glaubte immer fester und hingebender, je mehr er in das dunkle Auge blickte, von dessen siegender Gewalt er sich nicht mehr befreien konnte.

Die Nacht brach immer mehr herein, und auch

heute mußte geschieden sein. Aber er wollte nicht nach Theben zurückkehren; nur sie, nur sie allein erfüllte seine ganze Seele, er mußte sie retten, sie mußte ihm angehören.

„Und wenn ich Dich zu den Deinigen zurückführe," sagte er endlich, nachdem sie noch viele Worte der Belehrung zu ihm gesprochen hatte, „wenn ich unter den Deinigen wohne, Deinem Volke angehöre und Deinen Gott anbete, wirst Du dann die Meinige sein? Antworte schnell, denn unaufhaltsam verrinnen die Stunden, und ich habe Viel vorzubereiten, wenn ich unerkannt mit Dir fliehen will!"

Sie blickte gerührt auf. So viel Liebe, so viel Aufopferung hatte sie nicht erwartet. „Ja, ich will mit Dir fliehen," sagte sie schnell, „aber schwöre mir," fügte sie sich an ihn schmiegend und seine Hand fest in der ihrigen drückend hinzu, „schwöre mir, daß Du mein wahrer Beschützer, mein Freund, mein Bruder sein willst, daß kein Wort der Liebe über Deinen Mund komme, bis ich im Lande mei-

ner Väter selbst den Mund öffne und Dir sage: Jetzt, ja jetzt bin ich Dein!“

„Ich schwöre es bei Deinem, bei unsrem Gotte!“ rief der Hauptmann, der in der Hoffnung, die schöne Hanna dereinst zu gewinnen, in dieser Stunde Alles versprochen haben würde.

„Gott hat Deinen Schwur gehört,“ flüsterte sie, indem sie einen schüchternen, züchtigen Kuß auf seine Stirn drückte, sich dann sanft von ihm losmachte und aufstehend ihn gleichfalls zum Aufbruche nöthigte. „Und nun, Herr, bin ich Deine Sklavin, Dein willenloses Werkzeug; befiehl, und ich werde Dir in Allem gehorchen, so lange Du Dich Deinem Versprechen treu erweisest.“

„Sei morgen Abend bei Sonnenuntergang bereit!“ sagte er nach kurzer Ueberlegung. „Ich erwarte Dich oben am Stein des Osiris.“

Dann schieden sie schnell. Sie schaute ihm lange nach, während er zum Wachthause zurückkehrte. Als er hinter den Felsen verschwunden war, kniete sie nieder und betete inbrünstig. Der Mond be-

leuchtete das schöne, kniende und betende Mädchen und seine milden Strahlen gossen in ihr jugendliches Herz Trost und Hoffnung für die Zukunft, — für ein neues Leben.

Drittes Kapitel.

Am Stein des Osiris.

Etwas westlich, nur wenige hundert Schritte von den im vorigen Kapitel geschilderten Steinbrüchen und Bergwerken entfernt, erhob sich hoch über alle umliegenden Felsen, gleichsam ein König unter den Kegeln, eine mächtige Kuppe, welche einen weiten Ueberblick über die Umgegend gewährte. Nie vielleicht würde diese Felsspitze ein menschlicher Fuß betreten haben, hätte man sie nicht durch Stufen, welche wie eine Wendeltreppe dieselbe umkreisten, zugänglich gemacht gehabt. Hier oben hatten schon frühere Generationen, welche für lange Jahre zur Strafarbeit verurtheilt gewesen waren, von rohen Felsblöcken ein plumpes und kunstloses Bild

ihres Nationalgottes Osiris errichtet; hier pflegten die Verbrecher zu beten und unter Anleitung eines besonders dazu von der Insel Philä beorderten Priesters ihren Gottesdienst zu halten und ihre Opfer darzubringen. Diese weithin sichtbare Felskuppe, noch erhöht durch das kolossale Götzenbild, nannten die Gefangenen und Verdammten Sibt-en-Osiri, den Stein des Osiris. Hier wollten die beiden Liebenden zusammentreffen.

Der Morgen des auf die erzählten Ereignisse folgenden, des verhängnißvollen Tages war hereingebrochen. Der Hauptmann saß auf einem niedrigen Polster in dem für ihn bestimmten Zimmer im Wachthause; er hatte den Kopf auf die rechte Hand gestützt und schaute gedankenvoll durch das ihm gegenüberliegende Fenster nach den kaum erkennbaren Felsenspitzen hinüber. Draußen vor dem Hause wie in seinem Innern war es trübe und düster. Ein dichter Nebel hatte sich über die Gegend gelagert; ein Nebel, wie er bisweilen in denjenigen Theilen Aegyptens, welche außerhalb der Grenzen der jährlichen Nilüberschwemmungen liegen, die

wenigen Pflanzen befruchtet, welche in den höheren Gebirgsgegenden des oberen Landes ein kümmerliches Dasein fristen. Der dichte Nebel ließ kaum die Umrisse des majestätischen Osirissteines erkennen, und während der Hauptmann sich vergebens bemühte, denselben genauer in's Auge zu fassen, schien ihn eine bange Besorgniß zu beschleichen, als ob das Unternehmen, welches noch gestern seine ganze Seele mit Glück und froher Hoffnung erfüllt hatte, heute mißlingen und ihn und seine Liebe in's Verderben stürzen könne. Vielleicht hielt er den Nebel, welcher die sonst so romantische Gegend bedeckte und selbst das Licht der Sonne verhüllte, für ein übles, Unglück verheißendes Vorzeichen. Vielleicht dachte er an die schöne Vergangenheit, an die Freuden der Heimath, an alles ihm Theure und Liebe, das er verlassen wollte, dem er den Rücken zu kehren im Begriff war. Vielleicht auch überlegte er nur die Mittel, welche ihm zur glücklichen Ausführung seines Flucht- und Entführungsversuches dienen konnten. Wer vermag seine Gedanken zu ergründen! Nur Osiris, der Lichtgott, hatte einen

Blick in das Innere des Hauptmanns geworfen und trauernd sein Antlitz verhüllt.

Endlich erschien ein Krieger in der Thür des Gemaches, um den Tagesbefehl des Gebieters zu vernehmen. „Ich werde heute das Haus nicht verlassen,“ erwiederte dieser auf die Frage des Eintretenden. „Das Wetter ist nicht einladend; auch habe ich einen wichtigen schriftlichen Bericht an den Oberbefehlshaber zu vollenden. Sorge dafür, daß ein Anderer heute die Arbeiten beaufsichtige! Nur wenn ganz außerordentliche Ereignisse es erfordern, will ich gestört sein. Laß mich allein!“

Als der Krieger das Gemach mit ehrerbietigem Gruße verlassen hatte, erhob sich der Hauptmann langsam von seinem Sitze. Er trat zu einigen großen wohlverschlossenen Holzkisten, welche neben und über einander an der Wand aufgestellt waren und eine große Menge der verschiedenartigsten Kleidungsstücke aller Nationen und Zeiten enthielten, die als letzte Hinterlassenschaft in den Steinbrüchen während der Strafzeit gestorbener In- und Ausländer hier gesammelt waren, und mit denen bis-

weilen solche Sträflinge neu bekleidet wurden, bei welchen die Länge der Strafzeit eine Erneuerung der Bekleidung nothwendig machte. Hier suchte auch der Hauptmann für sich eine Verkleidung, welche ihn auf der langen Wanderung, die er vorhatte, vor dem Erkanntwerden schützen sollte. Es währte nicht lange, so hatte er das Nöthige gefunden.

Er wählte ein Paar mit einfachen Lederriemen versehene Schnürsohlen, eine weißleinene mit Aermeln versehene Tunica, einen mit kostbarer Schnalle gezierten Ledergürtel, einen bunten turbanartigen Kopfbund und endlich einen weiten faltigen wollenen Mantel. In dieser Verkleidung hoffte er leicht für einen vermögenden syrischen oder phönizischen Handelsmann gelten zu können, zumal wenn ihm, worauf er mit Sicherheit rechnete, während der langen, mühevollen Wanderung gen Westen an das Ufer des Nil Haupt- und Barthaare gewachsen sein würden, da es ein hauptsächliches Unterscheidungszeichen zwischen den Aegyptern und Fremden war, daß die Ersteren stets geschoren waren und nur während der Trauer Haupthaar und Bart wachsen

ließen, während in den benachbarten Ländern Asiens gerade das umgekehrte Verhältniß stattfand [10]). Nachdem der Hauptmann die genannten Kleidungsstücke für sich bestimmt hatte, wickelte er sie zu einem Bündel, dem der weite Mantel als Umhüllung dienen mußte, zusammen, verbarg dieses, nachdem er die hölzernen Kisten wiederum verschlossen, sorgfältig in einer Ecke des Gemaches unter anderen ihm gehörenden Gegenständen, und versank an das Fenster tretend und in den Nebel hinausstarrend bald wieder in sein früheres Nachsinnen.

Noch bevor die Sonne am Horizonte verschwunden war, verließ der Hauptmann, von Niemand bemerkt, mit einem Kleiderbündel unter dem Arme und in seinen weiten Kriegermantel gehüllt, das Wachthaus, um den Weg nach dem Steine des Osiris einzuschlagen. Der Nebel hatte sich gesenkt, und klar und leicht erkennbar stand der Mond wie ein leuchtendes Wölkchen am Himmel, um beim Scheiden der Sonne den Nachtdienst zu über-

nehmen. Der Hauptmann eilte schnell vorwärts und stand nach wenigen Minuten an den untersten Stufen des Felsenkegels, welcher jetzt frei und durch kein Wölkchen verdeckt sein gigantisches Haupt in den Himmel erhob. Hier blieb er stehen und warf einen scheuen Blick um sich; aber Niemand schien ihn auf seiner Wanderung beobachtet zu haben; die Krieger waren im Hause mit Würfelspiel und Schachbret beschäftigt, die Gefangenen waren noch bei ihrer mühseligen Arbeit; der dumpfe Schall der Handmühlen, Hacken und Hämmer tönte geheimnißvoll und unheimlich wie der gleichmäßige, taktvolle Klang eines großen Räderwerkes zu dem Flüchtling hinüber. Er warf noch einmal einen Blick auf diese friedliche Scene und verschwand dann eilig hinter einem Felsenvorsprung, welcher ihn vor jedem neugierigen Blicke verbarg.

Nach kaum einer Viertelstunde trat er wieder hervor; aber wie verändert, wie umgewandelt! Aus dem jungen, frischen und thatkräftigen Kriegshauptmanne war ein schlichter, berechnender Handelsmann geworden; er hatte sein Kriegergewand mit

der schon geschilderten orientalischen Kleidung vertauscht und sich in den weiten Mantel gehüllt, welcher nach Mosaischem Gesetze*) mit Quasten oder Troddeln versehen war. Auch jetzt trug er ein Bündel; aber dieses enthielt nicht wie vorher die fremde Kleidung, sondern sein eigenes Kriegergewand; nur zwei Waffen, ein kurzes Schwert und einen Dolch, hatte er auch jetzt beibehalten und in seinem breiten Ledergürtel unter dem Mantel befestigt. Mit seinem früheren Kleide hatte er auch Alles abgelegt, was ihn an sein Vaterland fesselte; für Vater, Verwandte und Freunde war er verloren, aber die Erinnerungen, die süßen Erinnerungen der Kindheit und Jugend konnte er nicht verbannen, und sie traten jetzt quälend und mahnend und mächtiger denn je vor seine Seele.

Unser Held war nicht schlecht, aber leichtsinnig; schnell erregt für alles Gute und Schöne, leicht begeistert für jede gute That, aber auch ebenso hartnäckig in allen gefahrvollen, selbst zweideutigen

*) IV. Mos. 15, 38 ff.

und strafbaren Unternehmungen, sobald er dieselben einmal unüberlegt begonnen. Er hatte Hanna gesehen und geliebt; er hatte in ihrer Nähe geglaubt, sie und ihre Liebe selbst mit Aufopferung alles Theuren, das er besaß, mit Unterdrückung aller edleren, dem Menschen angeborenen und lieb gewordenen Gefühle erringen zu müssen; aber selbst wenn ihn jetzt in einsamen Stunden die Reue über seine voreiligen Versprechungen, über sein unüberlegtes Unternehmen beschlichen hätte, er würde dennoch aus einem falschen Ehrgefühl vor der Ausführung des einmal beschlossenen Planes nicht zurückgewichen sein.

Immer und immer wieder führten ihm seine rastlos wechselnden Gedanken das Bild seines geliebten Vaters vor Augen. „Wie wird der arme, alte Mann jammern und klagen," sprach sein warnendes Gewissen, „wenn du nicht heimkehrst, wenn er dein Verschwinden vernimmt, wenn er dich vielleicht todt glaubt! Sein Leben wird keine Freude mehr für ihn sein, sein Herz wird vor Kummer und Schmerz brechen, er wird bald zur Vereinigung mit

Osiris hinübergehen [11]), und die unterirdischen Richter werden d i ch des Vatermordes beschuldigen. Und wenn dich hier oben keine Strafe ereilt, wird das Gericht im Amenthes sie über dich verhängen."

Aber sein Herz auf der anderen Seite, welches sich in Liebe der schönen Israelitin zuwendete und sehnsuchtsvoll ihr Kommen erwartete, suchte und fand Entschuldigungen aller Art. „Nein, er wird nicht zu Grunde gehen in seinem Schmerze, er wird ihn bald überwinden und dann um so freier aufathmen. Wie viel Kummer und Sorge habe ich ihm bereitet! Er wird davon befreit sein in den letzten Tagen seines Lebens, ruhig und sorglos werden sie ihm dahinfließen. Wie oft hat er gefürchtet, mich als Aufrührer und Verräther am Königshause zu sehen, weil ich ein Freund des Volkes, des unterdrückten Volkes war! Glaubt er mich todt und schuldlos gestorben, so wird er sich freuen auf ein Wiederfinden im Lande der Seligen. Glücklich der, dem nichts Liebes mehr geblieben auf Erden, er hat nichts mehr zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten!"

„Aber er wird einsam und verlassen sein!“ warf das Gewissen ein. „Kein Wort der Liebe wird ihn im Leiden und in der Todesstunde trösten; keine liebende Hand wird ihm die müden Augen zudrücken. Und wer wird ihm auf der letzten irdischen Wanderung folgen, wer wird über seinem Sarkophage am Eingange des Grabes seinen gerechten Lebenswandel, sein segensreiches Handeln und Wirken loben und preisen[12])? Wer wird für ihn Todtenopfer darbringen und für ihn zu den Richtern der Unterwelt flehen, daß sie ihm den Eingang in das Reich der Seligen gestatten?“

„Einsam und verlassen?“ entschuldigte das in Liebe befangene und bethörte Herz. „Ein reicher Mann, ein hochgestellter Günstling des Königs ist nicht einsam und verlassen! Für den einen verlorenen Sohn wird er tausend andere finden unter den zahllosen Kampfgenossen, unter den angesehensten Beamten des Königreiches, die ihn alle lieben und verehren wie einen Vater. Und bleibt ihm nicht Asenath, die liebe, gute Asenath ....?“

Warum zuckte der Hauptmann, wie von einem

Scorpion gestochen, zusammen, als dieser Name sich in seine Gedanken mischte? Die Zukunft wird es lehren. Blieb er noch wenige Minuten allein mit diesen Gedanken und diesen Rückerinnerungen, er wäre sicher zurückgekehrt zu seinen Kriegern, zu seiner Pflicht und zu den Füßen seines unglücklichen Vaters. Aber in demselben Augenblicke legte sich eine sanfte Hand auf seine Schulter und die schöne Hanna stand neben ihm. Sein Auge begegnete liebend dem ihrigen, und die Außenwelt war vergessen. Die Würfel waren gefallen und die Brücke war hinter ihm abgebrochen. Er durfte nicht mehr zurückschauen; vor ihm lag das Glück, welches er unter tausend Gefahren erringen wollte.

Die Sonne war im Westen verschwunden. Der Mond beleuchtete mit seinem weißen, geheimnißvollen Scheine ein liebliches Bild. Oben auf hohem Felsenkegel der Stein des Osiris; an seinem Fuße zwei kräftige, jugendliche Gestalten, gleichsam zu einem Körper verschmolzen und zusammengewachsen;

der stolze, gebieterische jetzt in einen Kaufmann verwandelte Krieger, hochaufgerichtet und in einen weiten faltigen Mantel gehüllt; neben ihm, die Hände auf seine Schulter legend, das von schwarzen Locken umwallte Haupt auf ihre Hände herabsenkend und sich innig an den Geliebten anschmiegend die schöne Israelitin in ihrem langen, faltenreichen, bis auf den Boden herabreichenden Gewande. Sie sprachen kein Wort, denn wahre Liebe schweigt. Ihr beredtes Schweigen verkündete Liebe und Gegenliebe lauter und vernehmlicher als tausend Worte. Das Wort der Liebe, das über die Lippen geht, entweiht das reinste und heiligste Gefühl; die Liebe, welche spricht und Versicherungen und Betheuerungen verlangt, ist ihrer selbst nicht mehr sicher, will sich selbst täuschen und belügen.

Als der Hauptmann seine Blicke nach Rechts wendete, um in die schönen dunklen Augen seiner Hanna zu schauen, erblickte er an ihren Handwurzeln, welche auf seiner rechten Schulter ruhten, noch die Kette befestigt, welche sie als Kriegsgefangene getragen. Sanft ergriff er ihre beiden Hände und

zog sie an sein Herz; hierauf schnell seinen starken Dolch aus dem Gürtel ziehend, zersprengte er die schwachen, nur für ein Weib berechneten Bande und sprach begeistert: „Gelöst sind die Bande der Knechtschaft, die Du bisher getragen; Hanna wird nun frei sein und der freie Mann, der stolze Krieger, der Nachkomme eines Geschlechtes, welches einst die ganze Welt in Fesseln gelegt hat, wird ihr Sklave sein. Doch jetzt verziehe nur einen Augenblick, ich kehre sogleich zu Dir zurück, um Dich nie wieder zu verlassen." Und er stürmte mit wilder Hast die in den Fels gehauenen Stufen hinauf, empor zu dem starren und regungslosen Bilde des Osiris.

Die Gewohnheit ist eine unbesiegbare Gebieterin. Er, der gestern noch mit schwärmerischer Begeisterung den neuen Lehren der Israelitin gelauscht hatte, der entschlossen war, in Zukunft nur ihr und ihrem Gotte zu folgen, er wollte heute noch einmal in der Scheidestunde zu dem stummen Götzenbilde seines Volkes beten. Tief bewegt und zerknirscht stand er dort oben; das Kleiderbündel, welches er bisher fast mechanisch unter seinem Arme

getragen, entfiel ihm, als er dem Osiris gegenüberstand und die Hände zum Gebete erheben wollte. Mit zitternder und leiser Stimme sprach er [13]): „Preis sei deinem Antlitze, Erleuchteter! Dir, dem Schöpfer und Bildner, dem Fürsten, welcher die übrigen Götter geschaffen. Preis sei deinem Antlitze, Erleuchteter! Dir, dem Fürsten der Fürsten, welcher die Fülle des Erdkreises hervorgebracht hat. Preis sei deinem Antlitze; dir dem Herrn der himmlischen Götter, der du angefüllt hast das Sternenhaus mit seinen Gütern! Preis sei deinem Antlitze, barmherziger, leuchtender Fürst, der du angezündet hast den Glanz der leuchtenden Sterne! Preis sei deinem Antlitze, himmelsentsprossener, weiser Regent! Verleihe mir Kraft und Muth zu den gefahrvollen Unternehmungen; leite mich sicher auf der Bahn des Weges, der sich vor mir öffnet. Ich folge dem Willen meines Sterns, der mich hinausführt aus dem Vaterlande in das Land der Fremden. Du zerbrichst die Thüren der Gewaltigen und vernichtest die Burgen und Schlösser der Hochmüthigen. Setze in Schrecken meine Widersacher, welche mir in den

Weg treten, und lähme den Arm derer, die mich verfolgen! Dich will ich preisen und loben, so oft ich schaue dein Sonnenlicht, König des Weltalls!"

Während der Heide oben betete, richtete unten die fromme Israelitin an ihren Gott die einfachen, aber tiefempfundenen Worte:

„Herr, auf deine Hülfe baue ich und deiner Leitung vertraue ich;

„Der du mein Volk aus der Knechtschaft geführt, der du es durch die Wüste geleitet hast;

„Der du die Väter aus der Niedrigkeit erhoben, der du ihnen einen Wohnsitz zum Erbtheil angewiesen;

„Du hast auch mich aus der Bedrängniß errettet; du hast auch mir einen Beschützer gesendet.

„Deine Rettung kommt über Nacht, und unerwartet erscheint deine Hülfe.

„Wer dir vertraut, dem bist du nah; wer dich lobt, wird tausendfach gesegnet.

„Herr, dich lobt mein Mund allezeit; dein Antlitz suchen meine Augen beständig.

„Gelobt sei deine Treue ohn' Unterlaß; gepriesen dein Name in Ewigkeit. Amen!“

Als der Hauptmann sein Gebet beendet hatte und eiligst zu seiner Geliebten zurückkehren wollte, erblickte er zu seinen Füßen auf der geglätteten Felsplatte vor dem Götzenbilde, auf welcher gewöhnlich die Opferthiere dargebracht und geschlachtet wurden, das ihm entfallene Bündel, welches er aus seiner Kriegerkleidung gemacht hatte. Durfte er es hier liegen lassen? Es konnte bald gefunden und an ihm zum Verräther werden. Hastig hob er dasselbe empor und eilte mit ihm die Stufen abwärts. Hanna erwartete ihn schon; aber bestürzt und ängstlich wich sie vor ihm zurück, als ihr Blick auf die Hand fiel, welche er ihr liebevoll entgegenstreckte. Bei dem hellen, klaren Mondscheine hatte sie Blutflecke an derselben bemerkt.

„Blut, Blut!“ rief sie erschreckt. „Herr, hast Du schon Blut vergossen für meine und Deine Rettung? Oder hast Du deinem ohnmächtigen, falschen Götzen geopfert?“

Er blickte auf seine Hände und auf das Bündel, welches er in der Linken trug. Dasselbe war blutgetränkt; er öffnete es; durch den Mantel und dnrch den kurzen Kriegerrock war das Opferblut gedrungen, mit welchem ohne Zweifel oben die Felsplatte vor dem Steinbilde benetzt gewesen war. Er gab ihr diese Erklärung und sie beruhigte sich.

Plötzlich kam ihm ein wahnsinniger Gedanke. Er warf noch einen Blick auf die blutigen Kleider der Ehre, welche er nun doch nicht mehr tragen wollte, und schleuderte sie dann weit von sich den steilen Abhang hinunter zwischen die Felsen hinein.

„Was beginnst Du, Herr?“ jammerte Hanna. „Man wird sie finden, man wird Dich für todt halten, ermordet oder von einem wilden Thiere zerrissen!“

„Und bin ich nicht todt für die Welt?“ entgegnete der Hauptmann dumpf und flüsternd, indem er ihre beiden Hände mit den seinigen ergriff. „Glaube mir, es ist so besser. Den verschwundenen Flüchtling würde man suchen und verfolgen; den

Todten wird man beweinen. Wenn ich auch einst schwankte, — und ich gestehe, ich that es noch vor kaum einer Stunde — jetzt bin ich entschlossen! Dort unten liegt der todte Hauptmann, der einzige Nachkomme des Ahmes, dessen Vorfahren vor Jahrhunderten den Thron des Landes zierten; ausgestorben und vernichtet ist das ruhmreichste Geschlecht des Königreiches. Hier oben steht der schlichte Handelsmann, der verhaßte Israelit, welcher mit seiner Schwester Hanna dem Nile zueilt, um auf einer Barke stromabwärts die Heimath zu suchen. Von jetzt an wirst Du mich Deinen Bruder Abijah nennen, denn nicht mehr der dort oben strahlende Mond, sondern Dein Jehovah wird fortan mein Vater und Beschützer sein [14]."

Das junge Mädchen zuckte zusammen und zitterte unwillkürlich, als es sah, zu welchen Opfern die Liebe seinen Erretter hinriß. Aber der Aegypter glaubte, daß es die Kühle der Nacht sei, welche seine Geliebte erschüttere; er schlug mit den Worten: „Laß uns aufbrechen" seinen Mantel auseinander, umfaßte sanft mit dem rechten Arme die

schöne Hanna und geleitete sie sorgsam von dannen, indem er sie und sich selbst in den weiten faltigen Mantel wickelte.

So traten sie ihre Wanderung gen Westen an.

Viertes Kapitel.

Der Letzte der Ramessiden.

Wir führen unterdessen den Leser nach der Hauptstadt Theben, in die Umgegend und später in ein Gemach des königlichen Palastes. Dieser lag auf der östlichen Seite des Flusses ungefähr in der Mitte zwischen dem Reichstempel des Ammon-Ra und dem am südlichen Ende der Stadt gelegenen Tempel Amenophis des Dritten, etwas seitwärts von der noch nicht vollendeten Sphinxallee, welche dereinst die beiden genannten Tempel verbinden sollte. Eine breite, gepflasterte Straße führte von dem Palaste des Königs nach dieser Allee.

Es mochten seit den vorher erzählten Ereignissen etwa zwei zehntägige Wochen verflossen sein. Um den Palast wogte es von Kriegern und Söld-

nern aller Art; die Hälfte der gesammten Leibwache war vor dem hohen Portale des Schlosses aufgestellt; Abtheilungen von Bogenschützen und Lanzenträgern umzogen in taktvollem Marsche die steinernen Gebäude, welche die Wohnungen des Königs und seiner Begleiter, Diener und Sklaven enthielten. Um dieses kriegerische Schauspiel hatte sich wiederum in dichtem, undurchdringlichem Knäuel viel müßiges Volk versammelt; die Einen mit ängstlicher Sorge die Scene betrachtend, die Andern mit frevelhaften Worten und Scherzreden den König und seine Rathgeber verspottend. Denn es war nicht ein Krieg gegen ein benachbartes feindliches Volk, welchen der König thatkräftig beschlossen hatte; es war nur die Sorge um die Sicherheit der geheiligten Person des Königs, welche die Sicherheitsbehörden zu solchen und ähnlichen Maßregeln veranlaßt hatte. Ganz Theben schien auf einem gefährlichen Vulkane zu stehen, dessen Ausbruch man täglich und stündlich befürchten zu müssen glaubte; denn so sehr auch die Aegypter im Allgemeinen ihre Könige verehrten und liebten, so war

doch der Letzte der Ramessiden wegen seiner Zügellosigkeit und Grausamkeit, wegen seines schwelgerischen und unsittlichen Lebens, wegen der schlechten und mißliebigen Rathgeber, die er sich gewählt hatte, allgemein verhaßt, und es war vorauszusehen, daß, wenn sich das Volk nicht schon bei seinen Lebzeiten gegen ihn erhob, doch sicher nach seinem Tode bei dem feierlichen Todtengerichte nicht eine, sondern Tausende von Stimmen sich laut äußern und ihn bei den irdischen und unterirdischen Richtern anklagen würden.

Nur zwei Männer von Bedeutung hatten in dieser Zeit es verstanden, sich die Liebe des Volkes zu erwerben und zu erhalten und, wenn wir so sagen dürfen, sich eine Partei zu bilden; — der uns schon bekannte Kriegsoberst und Provinzialstatthalter Ahmes und der Oberpriester und Prophet des Ammon-Ra, genannt Siamun Pethor, d. i. „Sohn des Ammon, Diener des Horus.“

Plötzlich ging ein dumpfes, aber freudiges Gemurmel durch die dichtgedrängten Volksmassen. Zunächst ertönte ein fernes Pferdegetrappel auf der

gepflasterten Straße von der Sphinxallee her; aber immer näher und näher stürmte im wildesten Galopp ein zweirädriger, mit zwei prachtvollen Rappen bespannter Wagen heran, auf welchem sich der alte Ahmes die Rosse selbst am Zügel leitend befand, während der Wagenlenker unthätig mit der Peitsche in der Hand neben ihm stand. Ehrfurchtsvoll trat das Volk bei Seite und bildete unaufgefordert eine Gasse, durch welche er den Gang seiner edelen Thiere mäßigend hindurchfuhr; freudige Zurufe und ehrerbietige Grüße wurden ihm von allen Seiten zu Theil, und von ihm wie von einem Vater mit freundlichem Kopfnicken beantwortet. Aber Alle, welche ihm in das Antlitz schauten, erschraken über den leidenden und betrübten Ausdruck, welcher in seinen sonst heiteren Mienen lag, und Mancher hätte ihn gern gefragt, was ihn bekümmere, — aber schon war er vorüber und Alles drängte ihm nach, um ihn vielleicht noch einmal beim Betreten des Palastes zu erblicken. Als er sich den Truppen näherte, wurde er auch von diesen militärisch begrüßt, und ein seltsames, verächtliches Lächeln flog

um seinen Mund, als er diese dichtgedrängten Heeresmassen sah, welche er selbst an diesen Ort zu beordern veranlaßt worden war. Aber schnell verschwand dieses Lächeln, und als er vom Wagen sprang und die untersten Stufen der Palasttreppe betrat, war längst der Zug des tiefen Kummers und Grams, den Niemand an ihm kannte, auf sein Antlitz zurückgekehrt.

Und noch einmal theilte sich die Volksmenge ehrfurchtsvoll und schweigend, um einer kleinen Priesterschaar Platz zu machen, welche vom Reichstempel her langsam und feierlich dem Palaste zuschritt. Voran gingen verschiedene Priester und Tempeldiener, zuletzt folgte der Oberpriester der höchsten Priesterschaft, der Prophet des Ammon-Ra Siamun Pethor. Er trug den priesterlichen Festschmuck, Schuhe von Papyrusbast und die blendend weiße leinene Tunica, über welche er das nur ihm gebührende und seine höchste Würde bezeichnende Leopardenfell geschlungen hatte. Neben ihm ging der heilige Schreiber des Ordens mit den Insignien der Schrift, den Schreibmaterialien und

verschiedenen Buchrollen und Schriftstücken in den Händen.

Der Oberpriester Pethor war eine hohe, schöne, schlanke Gestalt; sein Haupt war geschoren, aber seine jugendlich männlichen Züge, sein fester und sicherer Gang, sein glanzvolles, hoheitstrahlendes, dunkelschwarzes Auge, die funkelnd weißen Zähne, welche selbst zwischen den geschlossenen Lippen bisweilen hervorleuchteten, verriethen, daß das Alter noch nicht an ihn herangetreten war. Er hatte erst ungefähr das vierzigste Jahr erreicht; aber seine Geburt, seine gelehrte Erziehung und seine hervorleuchtende hohe Weisheit hatten ihn schon früh zu dieser höchsten geistlichen Würde des Reiches erhoben. Dieselben Vorzüge, denen er seine Lebensstellung verdankte, hatten ihm auch die Ehrfurcht und die Liebe aller Volkskasten erworben, zumal in einer Zeit, in welcher noch die altägyptische Religion auf der höchsten Höhe ihrer Macht stand und einen fast unmerklichen aber um so sichreren Einfluß auf alle Lebensverhältnisse ausübte, in welcher noch die Priester für die wirklichen Vermittler

zwischen Gott und Menschheit und für Verkündiger des göttlichen Willens angesehen wurden, in welcher des Propheten Wort als ein Gotteswort galt. Manche freilich flüsterten sich in das Ohr, daß sich Pethor noch anderer unsichtbarer Mittel bediene, um das gesammte Volk an sich zu fesseln und zu einem Werkzeuge für seine ehrgeizigen Pläne zu machen; daß das Volk unbewußt nur eben das wolle, und aus freiem Antriebe das zu erstreben meine, was der Priester schlau ersonnen und zu seiner Lebensaufgabe gemacht habe. Aber es waren nur wenige Priester und Krieger, welche dergleichen muthmaßten und mehr als Andre zu wissen vorgaben; für die arbeitenden Volksklassen, für die Künstler, Handwerker, Kaufleute, Schiffer und Ackerbauer war Pethor der heilige Mann der Zeit, welcher durch den Dienst der Gottheit ihnen als ein höheres, unverletzliches Wesen erschien, und dem Niemand Ränke und Intriguen oder ein thätiges Eingreifen in die politischen Fragen, welche damals alle Herzen bewegten, zutraute.

Auch diese Priesterschaar stieg langsam und

feierlich die Palasttreppe hinauf und verschwand bald aus dem offenen Säulengange durch eine hohe Thür im Innern der Königsburg.

Werfen nun auch wir einen Blick in das Innere des Palastes! Eins der vielen Prachtzimmer, welche derselbe enthielt, ruhte im Viereck auf zwölf stattlichen Säulen; der marmorne Fußboden war mit kostbaren Teppichen bedeckt, reichverzierte Thronsessel und Tischchen standen zwischen den Säulen an den Wänden. In der einen Ecke war ein kostbarer Kredenztisch aufgestellt, welcher mit den prachtvollsten Prunkgefäßen, Kannen, Bechern und Krügen von Gold, Silber, Elfenbein und buntem Glase angefüllt war. Wie eine Statue, regungslos und des Befehls gewärtig stand neben demselben der königliche Mundschenk, ein Mann in den besten Jahren, welcher den allgemeinen ägyptischen Schönheitsgesetzen, nach denen Wohlbeleibtheit verpönt war und nur eine schlanke und schmächtige Gestalt für edel und schön galt, entgegen die ersten An-

zeichen einer beginnenden Fettsucht nicht verleugnen konnte.

In der Mitte des Gemaches erblicken wir auf einem niedrigen Ruhebette, dessen Polster mit einem kostbaren, himmelblauen mit Gold durchwirkten Stoffe überzogen sind, in halb sitzender, halb liegender Stellung einen Greis. Die eingefallenen Wangen, die stark hervortretenden Backenknochen, die tief in ihren Höhlungen liegenden Augen, das Zittern der Hände, — alles Dieses, was wir auf den ersten Blick an demselben bemerken, deutet auf ein hohes Alter — oder auf ein vielbewegtes Leben, auf zügellose Leidenschaften und durchwachte und wild durchschwärmte Nächte. Neben dem Greise steht als ein vollständiger Gegensatz ein jugendliches schönes Mädchen in einem weißen langen Gewande, welches über den Hüften durch einen kostbaren gestickten Gürtel zusammengehalten wird. Die schwarzen Haare dieser Schönen fallen in zierlichen Flechten auf die bloßen Schultern herab; ihre Augen funkeln begierig und lüstern; ihre weißen Zähne, welche, sobald sie lächelt, sichtbar

werden, beschämen das reinste Elfenbein. Ja, sie ist schön, so viel dies nur immer von den alten Aegypterinnen gesagt werden kann; ihre großen, dicken aufgeworfenen Lippen allein würden unsrem Geschmacke nicht entsprochen haben. Ihre mit kostbaren Ringen bedeckten Hände spielten mit einer süßduftenden Lotosblüthe; der Greis hatte seinen Arm um ihre zarte Taille geschlungen, bald scherzhafte Worte an sie richtend, bald ihr zärtlich Wange und Kinn streichelnd, bald sein Haupt an ihre Schulter lehnend, bald einen Becher Mareotischen Weines von ihr verlangend, den sie aus den Händen des Mundschenken in Empfang nahm und mit dem süßesten Lächeln dem Alten darreichte, und den dieser mit zitternden Händen ergriff und auf einen Zug zu leeren pflegte.

Vor dem Greise stand ein zierliches Tischchen, in dessen Platte höchst kunstvoll mosaikartig ein Damenbret eingefügt war. Weiße und schwarze kleine Kegel standen auf den verschiedenen Feldern, und dem Greise gegenüber auf der anderen Seite des Tischchens befand sich in ehrerbietiger Stellung

mit dem Alten spielend und die Kegel nach gewissen Gesetzen und Regeln hin und her schiebend ein zweites jugendliches Mädchen, dem ersteren gleich an Kleidung, aber im Uebrigen ein entschiedener Gegensatz. Das Auge war schüchtern und schamhaft auf die Tischplatte niedergesenkt, als wäre es nur mit dem Spiele beschäftigt oder als scheue es sich, die beiden Anderen anzublicken; ein stiller Ernst, fast Traurigkeit lag auf dem zarten Antlitze, welches sich nie zu einem Lächeln verzog.

Man hätte dieses ganze Bild anziehend, ja reizend finden können, wären die betheiligten Personen, wie wohl ein uneingeweihter Beobachter vermuthen konnte, ein alter ehrwürdiger Greis und seine beiden Töchter gewesen. Aber so war es nicht. Der anscheinende Greis war der König, der letzte legitime Sprößling der einst so thatkräftigen und mächtigen Ramessidenfamilie, noch kaum funfzig Jahre alt und schon entnervt und frühzeitig ergraut durch ein ausschweifendes, zügelloses Leben, dem sich schon seine letzten schwachen Vorfahren ergeben hatten und in dem er geboren und auferzogen

war. Und die beiden lieblichen jungen Mädchen? Sie waren nicht Töchter des Königs, nicht ebenbürtige Gemahlinnen — nein, den niedrigsten Kasten entsprossene, aber sich durch Schönheit auszeichnende Jungfrauen, welche geschäftige, schmeichlerische Hofleute zur Gesellschaft und für die Lüste des alten Königs auserlesen und an seinen Hof gebracht hatten. Beide erschienen Anfangs gleich schön, gleich bescheiden, in gleicher Weise in ihr Schicksal ergeben; aber bald entwickelte und offenbarte sich ihre verschiedene Natur; die Erstere sich ganz dem Könige ergebend, mit ihren Reizen wuchernd und seinen mannichfaltigen Leidenschaften schmeichelnd, war bald die begünstigte Favoritin, die Beherrscherin des Herrschers geworden; die Andere hatte ihren unschuldigen und unverdorbenen Sinn, den sie in den Palast gebracht, zu bewahren gewußt; sie war bescheiden und demüthig, aber auch zugleich stolz und zurückhaltend, ihre Pflichten als Gesellschafterin treu erfüllend, aber jede andere Gunst zurückweisend. Sie spielte mit dem Könige das Damenspiel, sie erheiterte ihn durch ihren Gesang und

ihr Saitenspiel, sie schläferte ihn ein durch Erzählung wunderbarer Geschichten. Hatte die Erstere sich vollständig in das Herz des Königs eingeschmeichelt und eingenistet, so daß er nicht mehr ohne sie leben zu können vermeinte, so hatte die Andere sich wenigstens in hohem Grade seine Achtung erzwungen. Die Erstere erbat Viel und erlangte Alles; die Andere hätte nie etwas erbeten, nie etwas zu erreichen gesucht. Dies waren die beiden begünstigten Gesellschafterinnen des Letzten der Ramessiden; ihre ruhmlosen Geschlechtsnamen hat Niemand erfahren, der König nannte die Eine Berta, d. i. Rosenblüthe, der Zweiten hatte er den Namen Pita, d. i. Lorbeerblüthe gegeben.

Rechnen wir hierzu noch einige schweigend umherstehende männliche Höflinge und Diener aller Art und einen die Thür bewachenden Officier von der Leibwache, welcher stumm die Scene beobachtet, so haben wir ein getreues Bild von dem Gesellschaftszimmer in dem Palaste des letzten Ramses in den ersten Morgenstunden.

Während der König mit Pita die Dame zog und sich von Berta einen Becher des feurigen Mareotischen Weines nach dem andern reichen ließ, trat durch die mit einem Vorhange verhängte Thür langsam und feierlich eine große und hagere männliche Gestalt. Der Mann trug das einfache Priestergewand und hielt ein Horologium, astrologische Zeichen aus Palmenholz, sowie auch verschiedene Schriftstücke in den Händen. Es war der Horoskop. Als er seinen königlichen Herrn beim Spiele und Weinbecher erblickte, blieb er mit erheuchelter Demuth, welche jedoch der spöttische Zug, der um seine Lippen spielte, Lügen strafte, in einiger Entfernung stehen.

„Ich bin verloren, schöne Pita!“ sagte der König endlich. „Du hast das Spiel gewonnen.“

„Nicht so!“ erwiederte das ernste Mädchen. „Deine ruhmreiche Majestät übersieht, daß Dir noch zwei Züge offen stehen; und wenn Du diese Stellung wählst, so werde ich matt sein!“

„Ah, Du hast Recht; meine Sinne werden schwach. Mir fehlt alle Aufmerksamkeit. Das Spiel

langweilt mich; fort damit!“ Und mit zorniger Bewegung stieß er das Tischchen von sich, daß die Kegel herabstürzten und weithin über den Teppich rollten. Schweigend sammelte Pita sie auf, legte sie in ein elfenbeinernes Kästchen und trug dieses und den Spieltisch bei Seite. Sie wußte, für den Augenblick war ihr trauriger Dienst zu Ende; wie eine regungslose Statue stand sie bald hinter dem Ruhebette des Königs neben der verführerischen, lächelnden Berta.

Jetzt blickte der König auf und schaute in das ernste Antlitz des Horoskopen. „Ah,“ sagte er endlich staunend. „was führt den weisen Astrolog zu so früher Stunde in meinen Saal?“

„Die Pflicht, das Amt! Sohn der Sonne, Fürst des oberen und unteren Landes, mächtiger Ramses, Geliebter der Götter! Es ist bereits die dritte Stunde des Tages und die Staatsgeschäfte erwarten Dich. Schon sind hohe Beamte und Würdenträger im Vorsaal versammelt.“

„Schon?“ fragte der König gähnend und sein vom Trinken etwas ermüdetes Haupt an die Schulter

der schönen Berta lehnend. „Und was sagen uns heute die Sterne?"

„Auch deshalb, hoher Herr, bin ich geeilt vor Dich zu treten. Dir droht der Verlust, der unersetzliche Verlust eines treuen Freundes. Der feindliche Mars, der Gebieter des Lebensalters, in welchem Du stehst, ist heute eingetreten in das dritte Haus des Horoskops, in das Haus der Brüder und Freunde."

„Und wer ist dieser Freund?" fragte der König die Stirn runzelnd.

„Die Sterne," erwiederte der Weise ruhig und gelassen, „nennen nicht Namen. Sie bereiten nur vor und mahnen, indem sie Glück und Unglück dunkel andeuten, zur Vorsicht: zur Mäßigung im Glück, zur Ergebung im Unglück."

„Wie soll ich Dir und den Sternen glauben," grollte der König, „wenn ihr nicht deutlicher und vernehmlicher sprecht? Verlust eines Freundes! O! Freunde sind eine leichte Waare; man kann sie täglich gewinnen, täglich verlieren. Wozu bedarf's da noch der Mahnung der Sterne?"

„Ich sprach von einem treuen Freunde, Majestät."

„Nenne mir seinen Namen!" rief der König erregt. „Ich sehe, Du weißt mehr, als Dir die Sterne verrathen. Wartet er vielleicht schon im Vorzimmer, um unter der Maske der Freundschaft mich als Feind zu überfallen?"

„Ich versichere noch einmal, mein König, ich kenne ihn nicht!"

„Tretet ab! Wenn es die Gesetze so befehlen, so wollen wir für eine Stunde regieren. Ich bedarf nicht der Sterne. Meine wachsamen Diener werden mir meine Freunde zu erhalten und mich vor falschen Freunden zu schützen wissen!"

Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung verschwand der Astrolog. Der König erhob sich, von den beiden Mädchen unterstützt; sein Ruhebett wurde von Sklaven bei Seite gerückt und ein prachtvoller Thronsessel in der Mitte des Gemaches aufgestellt. Dieser Sessel war auf's Kunstvollste gearbeitet; der gepolsterte Sitz ruhte auf vier goldenen Löwenfüßen, die hohe Rückenlehne, so wie die

beiden an den Seiten angebrachten gleichfalls gepolsterten Stützen für die Arme waren reichlich mit goldenen Verzierungen ausgestattet. Auf diesem Thronsessel ließ sich der König nieder; die beiden Gesellschafterinnen zogen sich auf einen Wink von ihm in die Frauengemächer zurück. Der greise Ahmes trat ein.

„Ahmes! Tapferster der Krieger!“ rief der König aus, indem er sich erstaunt in dem Sessel aufrichtete. „Was führt Dich zu mir? Etwas Wichtiges muß es sein; ich sehe es an Deiner ernsten Miene. Ist es den Verführern meines Volks gelungen, den Pöbel noch mehr zu erregen? Verlangst Du meine königliche Bestätigung noch strengerer Maßregeln?“

Der gebeugte Vater trat langsam dem Throne näher. „Nein!“ entgegnete er ehrfurchtsvoll. „Ich komme nicht in Angelegenheiten des Staates; ich komme nur mit einer Bitte.“

„Mit einer Bitte?“ fragte der König in immer größerem Erstaunen. „Ahmes, der stolze, unbeugsame Ahmes, der noch nie gebeten, den ich zu

meinem Minister erheben würde, wenn er weniger Krieger und mehr geschmeidiger und nachgiebiger Hofmann wäre; Ahmes kommt mit einer Bitte?"

„Mächtigster der Könige des Weltalls!" entgegnete der Krieger. „Du kennst das traurige Schicksal meines Sohnes."

Des Königs Miene verfinsterte sich. „Ah, ich weiß; ich glaube, man hat es mir vor einigen Tagen berichtet. Er ist verschwunden, entflohen, hat seinen Posten verlassen! Nun, ich denke, im Lager der Rebellen werden wir ihn wiederfinden. Und Deine Bitte? Ich glaube, ich errathe sie. Soll ich ihn im Voraus begnadigen, wenn er ergriffen wird, nachdem er das Schwert gegen seinen König gezogen und das Volk in Aufruhr gebracht? Haha! Gut ersonnen; des Vaters Verdienste sollen die Thorheiten des Sohnes verdecken!"

Ernst und feierlich trat der unglückliche Vater noch einen Schritt näher. „Es ist nicht so schlimm, wie Deine Majestät vermuthet," sagte er. „Ich brauche ihm nicht zu fluchen, ich kann ihn beweinen! Er ist nicht entflohen; er ist todt." Mit diesen

Worten zog er aus den Brustfalten seines Kriegerrockes ein ganz von Blut geröthetes Stück Leinenzeug hervor. „Sieh hier, mächtiger König, ein Fetzen seiner Tunica, blutgetränkt in der Nähe der Steinbrüche beim Steine des Osiris gefunden! Vielleicht während er vor dem Steinbilde des Hochheiligen für das Wohl seines Königs und seines Vaters gebetet, hat ihn ein wildes Thier zerrissen oder ein feiger Mörder erschlagen!"

Der Zorn des Königs verschwand. „Ich glaube Dir und beklage Dich! Aber noch immer kenne ich nicht Deine Bitte. Man wird Alles aufbieten, um den Mörder zu ergreifen, und ich verspreche Dir, ich will der Gerechtigkeit freien Lauf lassen. Die furchtbarsten Martern und den Tod, den er verdient, soll er erdulden. Ist das Deine Bitte? Bei den sieben höchsten Gottheiten! Ich werde ihn nicht begnadigen, selbst wenn Berta, die Schmeichlerin, sich für ihn verwenden sollte!"

„Auch das ist es nicht, was ich von dem größten Könige erflehen wollte. Erhält der vereinsamte Vater dadurch den einzigen Sohn zurück? Kann

mein kinderloses Alter, meine tiefe Trauer darin Trost finden, daß den Verbrecher seine Strafe ereilt? Nein! Werde der Frevler gefunden oder nicht, werde er bestraft oder begnadigt; dem trostlosen Vater ist dies von keiner Bedeutung; dem Vater, der nicht einmal die traurigste Pflicht erfüllen kann, sein einziges verlorenes Kind über den See zu begleiten und vor seiner Grabkammer zu opfern und zu beten. Fühlst Du, o König, was es heißt, das Letzte verlieren und nicht einmal wissen, wo und wie man es verloren?"

Der König schaute voll Mitgefühl auf den verzweifelnden Greis. „Ahmes, treuer Diener!" sagte er gerührt. „Ich fühle mit Dir. Aber noch immer kenne ich nicht Deine Bitte; sie ist dem Unglücklichen im Voraus gewährt!"

„Herr!" erwiederte der ergraute Krieger, „ich bin alt und schwach geworden; das letzte Unglück hat mich zu Boden gedrückt und mir auch die letzte Kraft geraubt. Ich will mich zurückziehen auf mein Landgut und dort in Ruhe meine Tage beschließen. Fern von der Welt will ich leben nur in der Er-

innerung der schönen Vergangenheit, da die Zukunft mir keine Freude mehr bieten kann. Ich bitte den gerechten und gnädigen König, der mein Unglück kennt und würdigt, mich aus seinem Dienste zu entlassen."

Der König fuhr erschreckt auf. „Nein, das geht nicht!" rief er laut. „Und besonders in dieser Zeit nicht, in welcher mehr als je das Land Deines kräftigen Armes bedarf! Wer sollte mir Dich ersetzen?"

„Es giebt jüngere Kräfte, o König; und ich kenne keinen Feind, welcher das Reich bedrohte!"

„Keinen Feind? Freilich weder in Aethiopien, noch im Osten, noch im Westen. Aber spricht man mir nicht täglich von Feinden im eigenen Lande, die mir die Liebe meines Volkes zu rauben suchen? Wer soll sie vernichten, wenn nicht Du, tapferster Held meines Königreiches?"

„Die Liebe des Volkes, o König," erwiederte Ahmes ehrerbietig und bescheiden, „erwirbt man nicht durch Gewalt; der Haß des Volkes wird nicht durch Waffen, sondern durch Milde, Wohlthun und

Gerechtigkeit besiegt! Es hat in Deinem Reiche vor Jahrhunderten Könige gegeben, welche von Außen gekommen, mit dem Schwerte in der Hand das Volk knechteten und unterdrückten. Aber Niemand nennt sie mehr; von den Denkmälern, auf denen sie sich verewigten, hat die Volkswuth in späterer Zeit ihre Namen entfernt; ihre Bildsäulen hat der gerechte Haß der Unterdrückten umgestürzt und zertrümmert. Ich bin entbehrlich, hoher Herr!"

Der König erhob sich mit Hülfe eines neben ihm stehenden Sklaven und legte die rechte Hand auf die Schulter des Kriegers. „Du magst Recht haben," sagte er langsam und nachdenklich. „Aber merke Dir, ich entlasse Dich nicht! Ahmes kann wohl ohne den König, aber der König kann nicht ohne Ahmes leben! Ich werde Deines Rathes noch oft bedürfen; und nun kein Wort mehr!"

Diese inhaltsschweren Worte waren seit langer Zeit die ersten bedeutungsvollen, welche seine Umgebung aus des Königs Munde vernahm. Gierig wurden sie von den anwesenden Höflingen und Dienern aufgesogen und schnell weiter verbreitet.

Bald hörte man draußen von nichts Anderem erzählen, als von dem Entlassungsgesuche des würdigen Staatsdieners und von den denkwürdigen Worten: „Ahmes kann ohne den König, aber der König nicht ohne Ahmes leben.“ —

Ahmes mußte nachgeben; als treuer Diener des Königthums war er dem Befehle des Königs gehorsam. Mit dem Versprechen, in dieser Zeit der Gefahr seinem Fürsten, wie vormals, mit Rath und That zu dienen, verließ er den Audienzsaal.

Nach Ahmes trat der Oberpriester ein, dem der schon oben erwähnte heilige Schreiber folgte. Der Oberpriester des Ammon-Ra, Namens Siamun Pethor, war einer der ersten Staatsdiener und der einflußreichste Rathgeber des Königs und führte deshalb noch eine große Anzahl anderer Amtstitel. Er war Vorsteher des Criminalgerichtshofes, Geheimrath des Königs, Bibliothekar des königlichen Archivs und hieß ein Fürst der Gerechtigkeit und der Gesetzlichkeit. Schon früher ist sein stolzes und

ehrfurchtgebietendes Aeußere geschildert worden; so stand er jetzt dem schwachen, entnervten Könige, der ein Spielball in den Händen seiner Räthe war, nicht wie ein Diener, sondern wie ein Herrscher und Gebieter gegenüber. Er erschien täglich um dieselbe Stunde beim Könige; deshalb wartete auch heute der König schweigend, bis derselbe beginnen würde.

Nach einem ehrerbietigen Gruße hub dieser an: „Herr, die Milde und Langmuth Deiner Majestät tragen übele Früchte! Ich komme soeben in feierlichem Zuge von meiner Priesterschaft begleitet die Sphinxallee herauf Deinem Palaste zu. Da erblicken meine Augen viel müßigen Volks, welches Deine Königsburg im Kreise umgiebt; zwar tritt man ehrerbietig bei Seite, um mir einen Weg zu öffnen, aber im Hindurchschreiten vernehme ich mit meinen Ohren mit Schrecken und Entrüstung unehrbare Aeußerungen über das Leben Deiner Majestät, Drohungen und Scheltworte aller Art; ich betrete endlich die Palasttreppe und schaue rückwärts; da erblicke ich unten ein kleines Häuflein von Kriegern und ringsherum, dasselbe bedrohend und völlig um-

schließend, Tausende, was sage ich — Zehntausende von ungehorsamen Unterthanen, die statt an ihre Arbeit zu gehen, in dichten Gruppen stehen und ohne Zweifel von Dingen flüstern, über welche zu denken ihnen kaum gestattet sein sollte. Erhabener König, Sohn der Sonne! Es ist die höchste Zeit, dem ein Ziel zu setzen. Du bist der oberste Kriegsherr; gieb Befehl, daß die Leibwache vorrückt, und zehn schwirrende Pfeile — davon bin ich überzeugt — jagen den feigen Pöbel auseinander!" Der Oberpriester schaute mit seinen schlauen Augen dem Könige erwartungsvoll in's Antlitz. Ihm, dem Ehrgeizigen, der mehr als irgend ein Andrer im Geheimen an dem Sturze des Königs arbeitete, lag daran, endlich einen Gewaltstreich herbeizuführen. Er wußte, daß ein Bogenschuß, der Schmerzenslaut eines Verwundeten hinreichen würde, um Tausende von Bürgern gegen den König und die ihn beschützende Kriegerkaste zu den Waffen zu rufen.

Der König schwieg bestürzt einige Augenblicke; dann entgegnete er, indem er sich zu einem Lächeln

zwang: „Aber Ahmes, der mich so eben verließ, der Provinzialstatthalter, dessen besonderes Amt es ist, über die Sicherheit der Thebais zu wachen, gab mir die Versicherung, daß es keine Gefahr habe; daß die durch einzelne Empörer untergrabene Liebe zum Königshause eher durch Milde als durch Gewalt wiedergewonnen werden könne.“

„Ahmes,“ versetzte der Priester mit verächtlichem Achselzucken, „ist ein alter, schwacher Greis, sein Auge ist trübe; das letzte Unglück, das ihn betroffen, hat ihn gänzlich abgestumpft.“

„Halt! Nichts gegen Ahmes!“ sagte der König mild. „Ahmes ist ein treuer und wachsamer Diener; nicht minder treu und wachsam, als Du, heiliger Priester des Ammon! Sieh da selbst, welch' ein Zwiespalt! Zwei treue Rathgeber; der Eine predigt mir Milde, der Andre Gewalt; der Eine erschreckt und ängstigt mich mit einer drohenden Empörung, der Andre tröstet und beruhigt mich, als sei Nichts zu befürchten. Was soll ich beschließen, wem soll ich folgen? Und welchem Freunde ich auch folge, ich werde den andern erzürnen und verlieren, wie

es die ewig wandelnden Gestirne verkündeten! — Ich werde noch Nichts entscheiden; der König wird überlegen und prüfen. In zwei Stunden magst Du meinen Beschluß und meinen Befehl vernehmen!“

Der Priester biß sich auf die Lippen; er hatte gehofft, den König sogleich zu einer Entscheidung zu drängen. Aber er faßte sich bald und fuhr mit gleichgültiger Miene fort: „Herr, als ich Dir neulich von geheimen Zusammenkünften und Versammlungen der einzelnen Kasten berichtete, verlangtest Du Beweise. Es wollte mir jedoch nicht gelingen, ihre Zufluchtsstätten zu entdecken. Als ich aber heute auf dem Wege hierher um mich blicke, begrüßt mich ehrfurchtsvoll ein Baumeister, Einer von denen, welche, wie Du weißt, am Tempel des Chons arbeiten. Ich erkannte ihn leicht als solchen an Zirkel, Winkelmaß und Meßschnur, die er in der Hand trug. In dem Gürtel hatte er eine Papyrusrolle stecken. „„Ei, Meister, sagte ich stehen bleibend, zeige mir doch Deinen Riß!““ Er wurde verlegen; endlich reichte er ihn mir. Es war allerdings ein Bauriß, aber in der einen Ecke stand

flüchtig geschrieben: Am Tage des Ammon, nach Sonnenuntergang, Versammlung der Brüder. — Sieh selbst, großer König, hier ist das Papier!" Und er überreichte es, nachdem er es aus der Hand des Schreibers genommen, und fuhr fort: „Der Verbrecher ist verhaftet, und der Criminalgerichtshof wird ihn wegen Hochverraths anklagen."

„Wegen Hochverraths!?" rief der König entrüstet. „Weil er sich mit seinen Brüdern, mit seinen Freunden vielleicht zu einem festlichen Familienmahle vereinigt."

„Wirf einen Blick in die andere Ecke des Papiers, Beherrscher der Welt!" erwiederte der Priester ruhig und gelassen. Der König that es. Dort standen in heiligen, hieroglyphischen Charakteren die beiden Worte: Hiē-Kin.

„Sieh," sagte der Priester, „Hiē-Kin, das heißt, dies ist der Weg zur Bewegung, zum Aufruhr! Ist das nicht verdächtig?"

„In der That, es scheint so; Du wirst mir weiter darüber berichten!" So sprach der König langsam

und mit Unterbrechungen. Bis hierher hatten ihn die sich drängenden Ereignisse und Neuigkeiten aufrecht erhalten. Jetzt überwältigte ihn die Ermüdung, welche nothwendig auf die Aufregung folgen mußte, welche der schon in den Morgenstunden genossene Wein in ihm hervorgebracht hatte. Er stützte das Haupt in die Hand und schloß die Augen.

Nichtsdestoweniger fuhr der Priester fort in seinen Berichten. Die Todesurtheile und Gerichtsverhandlungen, welche der Schreiber in der Hand trug, bedeutende und kostspielige Unternehmungen aller Art, neue Besetzungen wichtiger Aemter und vieles Andere wurde von dem Schreiber verlesen. Das währte ziemlich eine Stunde, und es war eine bedeutende Anzahl von Decreten, welche der Letztere nach und nach entrollte. Als der Vortrag beendigt war, berührte der Priester leise mit der Hand die Schulter des Königs, und fragte, als dieser schlaftrunken aufblickte: „Beliebt es Deiner Majestät, zu unterzeichnen?“

„Ja wohl, ja wohl!“ erwiederte dieser. Er ergriff mit zitternder Hand das ihm dargereichte

Schreibrohr; ein Tischchen wurde vor seinen Thronsessel gestellt, und er setzte flüchtig unter jede einzelne Rolle seinen Namen, ohne sich weiter um den Inhalt derselben zu bekümmern. Hierauf empfing sie der Schreiber, um sie mit dem königlichen Siegel zu versehen.

Die Staatsgeschäfte des Königs hatten für den Augenblick ihr Ende erreicht. Der Priester kreuzte die Hände über der Brust, machte eine tiefe Verbeugung und fragte sich verabschiedend: „Und den Entschluß des Königs zur Entfernung des Volkes ...“

„Sollst Du in zwei Stunden vernehmen!“ entgegnete der König ungeduldig. „Jetzt geh' hinab und versuche es noch einmal mit Milde und Freundlichkeit; die Priester haben eine große Gewalt über das Volk. Sie sollen es auffordern, ruhig auseinanderzugehen; und es wird gehorchen.“

Der Priester Siamun Pethor entfernte sich, von seinem Schreiber begleitet. Der König erhob sich auf zwei Sklaven gestützt und ließ sich an das Fenster führen. Als er hier stand und auf die Krieger und auf die Volksmenge, welche den Palast umgaben, herab-

blickte, näherte sich ihm schüchtern und bescheiden der Obermundschenk.

„Darf ein niedriger Diener,“ fragte er, „auch eine Bitte an seinen königlichen Herrn wagen?“

„Warum nicht?“ war die Antwort. „Besonders wenn er mir noch einen Trunk Mareotischen Weines reicht. Fülle den Becher und dann rede!“

Der Mundschenk gehorchte. Und während der König langsam den köstlichen Wein schlürfte, begann der Diener von den Anderen ungehört in flüsterndem Tone: „Herr und König! Es schmerzt mich, wenn Andere, die Dein Vertrauen besitzen, Dich täuschen und hintergehen und Dir sagen, das Volk liebe nicht mehr seinen König, während doch sie allein, die Rathgeber es sind, die den Haß des Volkes verdienen. Weißt Du, königlicher Gebieter, warum das Volk dort unten steht, die Einen staunend, die Anderen murrend? Sie wundern sich, daß der König, der mächtige Sprößling der Ramessiden sich mit Waffen umgiebt, um sich gegen ein wehrloses Volk zu schützen. Es schmerzt sie, daß sich der König der Kriegerkaste allein anver-

traut und nicht dem ganzen Volke, Einem wie Allen und Allen wie Einem furchtlos in's Auge blickt. Herr, zeige Dich dem Volke, gehe mitten unter das Volk, und das Volk wird Dich vergöttern. Die Sonne steht hoch am Horizonte, die Luft ist schwül; laß Dich in einer Sänfte durch die Straßen tragen, fahre auf einem Prachtschiffe an den lieblichen Ufern entlang den Fluß hinab. Das wird Dir wohlthun, und das Volk wird sich an dem langentbehrten Anblicke seines Königs erfreuen können. Das ägyptische Volk birgt keinen Meuchelmörder; dem wehrlosen Könige wird es in alter Liebe entgegenjauchzen; den König, der sich nur auf seine Kriegerkaste stützt, könnte es dagegen nach und nach so hassen lernen, wie es den stolzen Krieger haßt!"

Der König überlegte. Was der Mundschenk sprach, schien ihm ein guter Gedanke. Schnell waren die Sklaven und Sänftenträger in Bewegung gesetzt und Alles in Bereitschaft. Und während Tausende von Kriegern, drohend und zum Angriffe auf das Volk bereit, eine undurchdringliche Mauer um den Palast bildeten, öffnete sich eine Seitenthür des

stolzen Gebäudes, es erschien die königliche von Sklaven getragene, offene Sänfte, und dem Volke bot sich das wunderbare, fast unglaubliche Schauspiel, daß der König, von dem Alle glaubten, daß er die Massen fürchte und dieselben jeden Augenblick von seiner Leibwache auseinandersprengen zu lassen bereit sei, sich mitten durch dieselben hindurch, ohne eine militärische Bewachung und nur von einem Sklavenaufseher, der die Träger mit dem Stocke antrieb,. begleitet nach dem Flußufer tragen ließ. Zwar empfing ihn kein Jubelgeschrei; aber das Volk achtete und würdigte dieses sein Vertrauen und seine Furchtlosigkeit, und überall begegneten ihm tiefe Verbeugungen und ehrfurchtsvolle Begrüßungen, die er mit freundlichem Kopfnicken erwiederte.

Fünftes Kapitel.

Der Schiffer von Philä.

Unsre beiden Flüchtlinge hatten unterdessen durch das öde Felsengebirge nach dem Flußthale hin eine höchst beschwerliche und gefährliche Wanderung zu überstehen gehabt. Sie hatten den gebahnten Weg, welcher von den Steinbrüchen nach Syene führte, aus Furcht, erkannt zu werden, sorgfältig vermieden und denselben nur dann berührt, wenn die Noth sie dazu zwang, in einem der wenigen bewohnten Stationsorte Trank und Speise zu suchen. Oft war Hanna, zu schwach für eine solche angreifende Reise, auf welcher ein Fehltritt häufig einen vernichtenden Sturz in den Abgrund nach sich ziehen konnte, ermattet zusammengesunken; aber der Hauptmann hatte sie immer wieder liebend wie

ein zärtlicher Bruder aufgerichtet, ihr Herz durch freundliche Reden mit neuem Muthe erfüllt, sie über schwindelnde Abgründe auf seinen Armen getragen und, wenn ihre Knie ermatteten, sie gestützt und geleitet. So wanderten sie immer weiter gen Westen, wobei kein betretener Weg, kein Wegweiser, sondern nur die Sonne ihnen die Richtung zeigte. Wie weit sie so gegangen, wie nahe oder wie fern sie noch ihrem Ziele wären, wußten sie nicht.

Endlich am Morgen desselben Tages, an welchem in Theben der trostlose Ahmes vor seinem Könige stand und seinen Abschied begehrte, neigte sich den Wanderern das Gebirge sanft abwärts, der Gesichtskreis rückte ihnen immer näher und näher, schon tauchten hinter der äußersten sichtbaren Grenze des Bodens, auf welchem sie rüstig vorwärts schritten, die Spitzen der jenseits des Thales liegenden Gebirgshöhen empor, und gegen Mittag standen sie plötzlich auf einem jähen Felsenvorsprunge, von welchem herab ihnen ein Blick in das vor ihnen ausgebreitete liebliche Nilthal gestattet war.

Wer beschreibt diesen Anblick! Vor ihnen lag

in der Mitte des Stromes die Insel Philä; Philä, die liebliche, welche noch die heutigen Araber die „Heiterkeit der Natur“ nennen. Noch erhob sich auf ihr kein einziges von den mächtigen Denkmälern und Tempelgebäuden, welche erst nach Herodots Reise von den letzten einheimischen Königen und von den Ptolemäern daselbst errichtet wurden; aber die Natur war dieselbe üppige, frische und bezaubernde, welche ihr zu allen Zeiten zum Ruhme gereichte. Sie war zu der Zeit, welche wir schildern, nur von einigen Fischern bewohnt; hinter den im Wasser stehenden Lotosblüthen, welche ihre Ufer bekränzten, ragten niedrige Fischerhütten hervor; in kleinen von der Natur gebildeten Buchten wurden einzelne mit Stricken am Ufer befestigte Kähne von den Wogen geschaukelt und hin und her geworfen, da hier der Strom aufgeregt von den nahen Wasserfällen schneller und ungestümer dahinfließt. Hier und dort am Ufer waren zum Fangen der Fische, an denen der Nil überaus reich war, Zugnetze aufgestellt. Weiter nördlich, zur rechten Hand unsrer jetzt von neuem Muthe beseelten Wan-

derer tauchten noch andere Nachbarinseln aus dem Flusse auf, theils felsig und unbewohnt, theils wie die Insel Semnut mit einer hohen Königsstatue von Granit und mit stolzen Tempelgebäuden geschmückt[15]). Links und südwärts blickten sie nach Aethiopien hinein; wenigstens war damals die Insel Philä der südlichste von den Aegyptern bewohnte Ort, und auch dieser war wegen des Friedens, in welchem man mit den Nachbarn lebte, mit keiner kriegerischen Besatzung versehen; gerade gegenüber etwas nordwestlich von der Insel ragte über die das Thal jenseits begrenzenden Berge ein mächtiges Felsengebirge empor, zu dem die Reisenden noch heute staunend hinaufschauen, dessen altägyptischen Namen die Geschichte jedoch nicht überliefert hat.

Der Hauptmann und Hanna hatten sich ermüdet auf dem erwähnten Felsenvorsprunge niedergelassen. Das junge Mädchen, entzückt, endlich ein Aufhören der mühsamen Wanderung zu erblicken und bald in das fruchtbare Nilthal hinabzusteigen, in welchem sie schnell eine Nilbarke dem

unteren Lande zuführen konnte, warf einen unendlich dankbaren und freudestrahlenden Blick auf den edelen jungen Mann, welcher sie liebend bis hierher geleitet hatte, und sie auch weiter begleiten und beschützen und ihrem Vaterlande wiedergeben wollte. Der lange gemeinsame Weg, das beständige Beisammensein, ernste und bedeutungsvolle Gespräche hatten die Herzen der beiden Liebenden immer enger und fester verbunden; das einzige Hinderniß, welches sich Anfangs störend und hemmend zwischen sie gestellt hatte, die Verschiedenheit ihrer religiösen Ueberzeugung, war entfernt; der Hauptmann war, wie äußerlich, so auch innerlich ein Israelit geworden. Ein Ereigniß, welches in weiterer Ausdehnung erst einer viel späteren Zeit vorbehalten blieb, daß nämlich Viele zum Judenthume übertraten, als dem auf der universalistischen Tendenz desselben beruhenden und mit den messianischen Hoffnungen verknüpften Bestreben, die jüdische Religion zu verbreiten, die Heiden aus religiösem Bedürfnisse entgegenkamen, — dasselbe hatten hier Hanna's Augen, ihre fortgesetzten Belehrungen und Ermah-

nungen herbeigeführt; der ägyptische Kriegshauptmann war dem Götzendienste entfremdet und nach und nach zum Vertrauen auf Jehovah geführt worden.

Drei schmale Fußsteige liefen an dem Punkte zusammen, an welchem die müden Wanderer rasteten. Zwei derselben liefen auf der Gebirgshöhe dicht am Abhange nach Norden und Süden, ein dritter schlängelte sich in unzähligen Windungen in das Thal hinab. Während der junge Ahmes, der sich, wie wir gesehen haben, selbst den Namen Abijah beigelegt hatte (mit welchem auch wir ihn in der Folge bezeichnen wollen), noch überlegte, ob er den Weg auf der Höhe nach Norden einschlagen, oder schon hier in das Thal hinab steigen solle, trat plötzlich auf dem nach Süden führenden Pfade hinter einem denselben verdeckenden Felsen ein rüstig einherschreitender Mann hervor. Er war nur noch etwa tausend Schritte entfernt; in wenigen Minuten konnte er bei unseren Wanderern sein. Auch Hanna bemerkte ihn, und wie durch eine böse Ahnung getrieben erhob sie sich, zog Abijah, dessen

Hand in der ihrigen ruhte, mit sich empor und ließ schnell einen an ihrem Kopftuche befestigten Schleier schützend über ihr Angesicht fallen. Ebenso warf Abijah, obgleich die Mittagssonne über ihrem Haupte brannte, den Mantel über die Schultern, um die in seinem Gürtel befestigten Waffen zu verbergen. Hierauf mit gleichgültigen Mienen in das vor ihnen liegende Thal blickend, erwarteten Beide mit erzwungener Ruhe den neuen Ankömmling.

Dieser kam von Süden, von Aethiopien her. Auch er hatte in dem Augenblicke, als er um die Felsenecke bog, unsre beiden Wanderer erblickt, auch er stutzte; auch er mußte sich wohl vor lästigen Zeugen und Beobachtern scheuen, denn wie Abijah sich in seinen Mantel hüllte, so suchte er schnell ein zusammengerolltes, mit einem Faden umwickeltes und versiegeltes Schriftstück, welches er bisher in der Hand getragen, in einer ledernen Reisetasche, die über seinen Schultern hing, zu verstecken. Dann schritt er rüstig und unbefangen weiter. Er war nur mit einer einfachen bis an das Knie reichenden Tunika bekleidet.

Als er unsren Freunden gegenüberstand, grüßte er, denselben, da er sie für Handelsleute hielt, mit wenigen Worten eine glückliche Vollendung ihrer Geschäfte wünschend. Der Hauptmann dankte. So entspann sich ein Gespräch. „Wer bist Du, und woher und wohin des Weges?“ waren die ersten Fragen, welche wie im gesammten Alterthume[16]), so auch hier die Unterhaltung einleiteten.

„Ich bin ein Schiffer von Philä,“ sagte der Fremde. „Mein Name ist Petenseni[17]). Ich komme von Süden und bringe eine Botschaft nach Theben. Und ihr? Wer seid ihr? Ich sehe, ihr gehört weder meiner Kaste noch meinem Volke an.“

„Mein Vaterland liegt fern,“ erwiederte der Hauptmann, welchem Hanna von ihrer Heimath Alles erzählt hatte, dessen sie sich noch aus ihren Kinderjahren erinnern konnte. „Es ist ein Land, welches nicht der dunkle Nil, sondern der lieblich sich durch's Thal schlängelnde Jordan bewässert, und auf welches stolz mit seiner ewigen Schneespitze und seinem Cedernkranze der Libanon herabblickt.“

„Ah! Ich habe von diesem Lande erzählen hören," rühmte sich der Fischer. „Unsre ruhmreichen Könige haben es oft durchzogen und besiegt. Dort sahen unsre Krieger in der Jahreszeit, in welcher in dem untersten Theile unsres Landes bisweilen Regen fällt, zum ersten Male hohen Schnee, ein Ding, welches sie früher gar nicht gekannt, für das sie in ihrer Sprache gar keinen Ausdruck hatten, und welches sie deshalb nach seiner Beschaffenheit „Kälte" nannten. Mein Vater hat mir einmal das Ding, welches ihr, wie er sagte, Scheleg nennt, beschrieben. Es ist weiß wie unsre Kleider und glänzt in der Sonne wie unser Steinsalz. Aber wie nenne ich Dich und wer ist Deine schöne Begleiterin? Ist sie Deine Sklavin und ziehst Du mit ihr nach dem Süden, um sie an einen äthiopischen Fürsten zu verkaufen? Ich glaube, in Theben, dem reichen, üppigen Theben hättest Du sie besser bezahlt bekommen. Man sagt, der König liebe die Schönen, und in seinen Harem ziehen alljährlich viele neue Sklavinnen ein."

„Du irrst, Freund!" entgegnete lächelnd der

Andere. „Ich heiße Abijah und dies ist meine Schwester Hanna. Auch unser nächstes Ziel ist Theben und vielleicht können wir eine Strecke zusammen wandern.“

Der Schiffer stutzte und sah Abijah mißtrauisch von der Seite an. Es mußte ihm auffallen, daß zwei Wanderer, die er auf seinem Wege bisher noch nicht gesehen, denen er hier oben auf dem Gebirgswege begegnete und die nach seiner Meinung von Norden kamen und nach Süden zogen, daß diese als ihr nächstes Reiseziel Theben nannten. Woher kamen sie? Aus der östlichen Wüste? Was hätten sie dort suchen können? Sie mußten doch von Theben gekommen sein; und nur allein um die Naturschönheiten zu bewundern und den Anblick auf Philä und die benachbarten Inseln hinab zu genießen, bestieg damals noch Niemand die Felsenspitze, auf welcher sie standen. Diese verschiedenen Fragen und Betrachtungen machten den Armen verwirrt. Es gab hier etwas Geheimnißvolles, was er nicht zu ergründen vermochte.

Plötzlich schien ihm ein lichter Gedanke ge-

kommen zu sein. Schnell seine rechte Hand Abijah entgegenstreckend sprach er mit erwartungsvoller Miene das ägyptische Wort „Hiē“ aus. Als dieser jedoch unschlüssig zurückwich und ihm die darauf erwartete Antwort schuldig blieb, ließ er den Arm wieder sinken, wendete sich hastig um und sprach: „Laßt uns gehen!“

So ging er voran. Staunend und sein wunderliches Benehmen nicht verstehend folgten ihm Abijah und Hanna in kurzer Entfernung.

Nach etwa fünf Minuten jedoch blieb der Schiffer wieder stehen. Neue Gedanken bestürmten ihn. Es ist Keiner von den Unsrigen, sagte er zu sich selbst, und doch muß ich dieses Gesicht schon einmal irgendwo gesehen haben. Zeit und Umstände gebieten Vorsicht. Ich darf ihn nicht aus den Augen lassen, bis ich seine Absichten erforscht habe. Vielleicht kann ich dem Bunde einen wichtigen Dienst leisten. Seid wachsam, sagte der Baumeister in der letzten Versammlung! Ich werde wachsam sein.

Unter diesem Selbstgespräche erwartete er das Näherkommen seiner beiden Reisegefährten.

„Etwas weiter unten," sagte er zu Abijah gewendet, „bei Syene steht mein Nachen. Er ist zwar klein, aber er wird drei Personen tragen können. Dort wollen wir in das Thal hinabsteigen und, wenn es euch gefällt, so kann ich euch nach Theben mitnehmen. Laßt uns Freundschaft schließen!"

Kein Vorschlag konnte Abijah erwünschter kommen. Landete er in Theben in der Hafenstadt, so fand er vielleicht dort einen anderen Schiffer, welcher sie, ohne daß sie das Land wieder zu betreten brauchten, schnell nach Unterägypten führte. Dann war ihre Flucht gesichert. Denn dort fanden sie ohne Zweifel andere israelitische oder phönizische Kaufleute, denen sie sich ohne Aufsehen zu erregen anschließen konnten, da in jener Zeit die Vermittler des ägyptischen Handels mit dem Norden und Nordosten fast ausschließlich Phönizier waren, welche theils zur See, theils zu Lande von N.-O. her über die Landenge in Karavanen nach dem Nillande kamen und die mannichfaltigsten Waaren einführten.

„Ich nehme Dein freundliches Anerbieten dankbar an," sagte er daher schnell, indem er dem Schiffer die Hand darreichte. „Aber wie soll ich Dir Deine Mühe vergelten? Nimm diesen Ring zum Andenken!" Und er zog einen der vielen goldenen Ringe, welche er nach ägyptischer Sitte an beiden Händen trug, vom Finger und überreichte denselben dem neuen Freunde. Dieser betrachtete den schlangenförmig gewundenen Ring aufmerksam und steckte ihn an den Zeigefinger der linken Hand, da der seiner Rechten schon mit einem Siegelringe geziert war. „Das ist ein ächt ägyptischer Ring," dachte er bei sich; allein vorsichtig, wie er zu sein sich vorgenommen hatte, hütete er sich seine Gedanken auszusprechen.

Man ging jetzt, dicht bei einander weiterwandernd, zu unbedeutenderen Gesprächen über, in welche auch Hanna, obwohl noch immer verschleiert, bisweilen ein Wort oder eine kurze Bemerkung mit einfließen ließ. Hatte der Schiffer bisher unter Abijah's israelitischem Gewande und seiner Haartracht zuweilen mißtrauisch eine Verkleidung ver-

muthet, so konnte er jetzt wieder in der Kette seiner Gedanken gestört werden, da er an Hanna's Aussprache deutlich die Orientalin erkannte. Es gab Laute in der ägyptischen Sprache, welche sich der Ausländer nur schwer anzueignen vermochte.

So wanderten sie weiter, bis ein neuer Seitenweg, welcher links von dem Bergpfade abwich, sie in tausend Windungen in das liebliche Thal hinabführte. Unten am rechten Ufer des Flusses lag die Barke unsres Schiffers. Sie war klein und nur mit zwei Bänken versehen. Die niedrige Segelstange und zwei Ruder lagen auf dem Boden des Fahrzeuges; am Hintertheile befand sich ein Steuerruder. Der Schiffer eilte voran, um den Kahn in Ordnung zu bringen. Da die Fahrt stromabwärts gehen sollte, so ließ er, wie dies bei allen ähnlichen kleineren Fahrzeugen in Aegypten Sitte war, an einem am Vordertheile befestigten Taue in den Strom ein aus Ruthen verfertigtes Geflecht hinab, welches von der Fluth fortgetrieben das Schiff nach sich ziehen sollte; dann trat er in das Hintertheil desselben, befestigte an diesem mit einem starken

Seile einen großen durchbohrten Stein und ließ diesen in den Fluß hinabsinken; die Schwere desselben half den Lauf des Schiffes mäßigen und lenken [18]). Hierauf lud er seine beiden unterdessen auch herbeigekommenen Gefährten zum Einsteigen ein.

Nachdem Hanna die kleine Barke betreten hatte, folgte ihr Abijah. Jetzt bemerkte der Schiffer, welcher ihm hülfreich die Hand darbot, die Waffen, welche der ehemalige Hauptmann unter dem Mantel im Gürtel trug. „Gestehe Freund,“ sagte er lächelnd, „daß ich Deinen Worten mißtrauen könnte! Seit wann reisen friedliche israelitische Handelsleute bis an die Südgrenze Aegyptens, bewaffnet mit Schwert und Dolch?“

Hanna erschrak und zog in der Furcht vor Entdeckung ihren Schleier nur noch fester zusammen. Aber Abijah behielt seine Ruhe bei. Was hatte er dem Schiffer gegenüber zu fürchten? Dieser war unbewaffnet und kein lebendes Wesen zeigte sich in der Nähe, da der Kahn eine ziemliche Strecke von Syene entfernt am Ufer lag. Unerschrocken stand er daher in demselben dem Schiffer gegenüber.

„Und was soll ich von Dir denken?“ sagte er langsam und bedächtig, indem er auf jedes einzelne Wort ein besonderes Gewicht legte. „Als ich Dich zuerst erblickte, trugst Du in der Hand eine Schriftrolle, die Du sogleich ängstlich in Deiner Reisetasche verbargest. Du nennst Dich einen Schiffer aus Philä und bringst Botschaften aus dem Süden nach Theben. Du kommst aus Aethiopien, aus Feindes Land. Auch ich könnte fragen: Seit wann ist es Sitte geworden, daß Schiffer bei den Katarakten ihr Schiff verlassen, das Gebirge besteigen und auf beschwerlicher und mühsamer Wanderung als Boten Nachrichten nach Aethiopien bringen und die Antwort wieder zurücktragen? Doch ich frage nicht, wem und welcher Partei Du dienst. Du hast mir freiwillig, mich sicher nach Theben zu führen, versprochen. Daß Du es thust und mich dort ungefährdet an's Land setzst, dafür bürgt mir mein Schwert!“ Und der Hauptmann legte, ganz seinen kriegerischen Geist wiedergewinnend und die angenommene Maske vergessend und verleugnend, drohend seine Hand auf den Griff des

Schwertes, bereit dasselbe augenblicklich zu seiner Vertheidigung aus dem Gürtel zu ziehen.

Der Schiffer übersah mit schnellem Blicke seine schwierige und gefährliche Lage. Es waren Zeiten, in welchen sich Parteien, Verschwörungen und geheime Verbrüderungen bildeten; Zeiten, in denen man überall Freunden und Gesinnungsgenossen begegnen konnte, in denen man aber auch nicht dem besten Freunde, geschweige denn einem Fremden traute, ohne dessen wahre Absichten vorsichtig und genau erforscht zu haben. Er sah ein, er müsse wieder zum Guten einlenken, und schnell löste er das Fahrzeug vom Ufer und setzte sich auf die Bank am Steuerruder, während sich Abijah ihm gegenüber auf der anderen Bank neben Hanna niederließ. Nach kurzem Besinnen sagte Petenseni schüchtern: „Vergieb meine Zudringlichkeit; wir mögen Beide unsre Geheimnisse haben. Wir wollen sie Beide streng bewahren. Haben wir uns in Theben getrennt, so mag Jeder frei und von dem Andern unbehindert seine Pläne verfolgen. Von mir — das verspreche ich bei Ammon, dem höchsten

Gotte, soll Niemand erfahren, daß meine Barke außer mir noch einen Fremden nach der Ammonsstadt getragen hat!"

Mit diesen Worten ergriff er das Steuerruder. Die Strömung des Flusses war hier so bedeutend, daß es keines Ruderschlags bedurfte, um das kleine Fahrzeug schnell weiter zu führen. Es glitt von selbst wie ein Schwan durch die Fluthen dahin, und der Schiffer hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Klippen und Inselchen zu richten, welche hier und da im Wasser auftauchten und welche er geschickt zu vermeiden wußte. So fuhren sie schweigend dahin, Abijah allein mit dem Gedanken an seine Flucht beschäftigt, der Schiffer immer noch sinnend und in seinem Gedächtnisse suchend, wo er die funkelnden und gebieterischen Augen des räthselhaften Fremden schon einmal müsse gesehen haben.

Erst nach einer halben Stunde brach Abijah das Schweigen. „Warst Du schon häufig in Theben?" fragte er, zu dem Schiffer gewendet, in der Hoffnung, vielleicht zufällig etwas Neues aus seiner Vaterstadt zu erfahren.

„Ich habe," entgegnete Jener, „viele Freunde und Genossen unter den Schiffern, welche dort im Hafenquartiere nicht weit vom Ufer ihre kleinen Hütten bewohnen und den Verkehr zwischen der bewohnten Stadt und der jenseits des Flusses gelegenen Tempel- und Gräberstadt vermitteln. Aber seit einigen Jahren komme ich nur selten nach der Hauptstadt. Die Bevölkerung ist zu sehr gemischt aus allen Kasten und Ständen, die Zügellosigkeit und Gesetzlosigkeit hat unter den letzten Königsregierungen zu sehr überhand genommen, als daß Reibungen aller Art zwischen den verschiedenen Volksklassen vermieden werden könnten; und der Aermere und Niedrigere erhält selten Recht, wenn er mit einem Mächtigeren in Streit geräth."

„Aber habt ihr nicht," fragte Abijah, neugierig die Ansicht des gemeinen Mannes über das ägyptische Gerichtswesen zu hören, „habt ihr nicht eure wegen ihrer Weisheit berühmten Gerichtshöfe, habt ihr nicht die heiligen Gesetzbücher des Thoth, nach denen alle Einwohner des Landes auf gleiche Weise

ohne Unterschied gerichtet werden sollen? Wie kann der Aermere Unrecht erhalten, wenn seine Klage gerecht ist?"

„Freund!" erwiederte der Schiffer; „seid ihr ein Fremder, so könnt ihr allerdings diese Verhältnisse nicht beurtheilen; seid ihr aber, was ich für wahrscheinlicher halte, irgend ein aus gewissen Gründen verkleideter edler Aegypter, so bestätigt ihr durch eure Frage eben die traurige Wahrheit, daß die Vornehmeren des Landes nicht wissen, unter welchem Drucke das Volk leidet. Klage ich gegen ein Mitglied meiner Kaste, so wird wohl der Prozeß nach Gebühr entschieden werden, aber wie könnte Unsereins es wagen, gegen einen Krieger, einen Priester, einen Künstler oder einen Baumeister eine anklagende Stimme zu erheben! Die Priester und Krieger sind die Unterdrücker des Landes, sie halten fest aneinander, denn sie fühlen, daß sie einander gegenseitig nicht entbehren können; sie schonen und schützen auch die Künstler, weil sie mit diesen im Umgange noch am meisten in Berührung kommen; sie schmeicheln endlich den Bauleuten, weil

sie wissen, daß diese sehr zahlreich sind und seit uralten Zeiten eine geheime Verbrüderung bilden, die einst ihnen selbst gefährlich werden könnte; aber wir andern, die Hirten, die Ackerbauer, die Handwerker, die Schiffer sind nicht viel besser als ihre Sklaven, verachtet, verhöhnt und mit Füßen getreten. Richter nun sind bei uns allein die Priester. Klagen müssen schriftlich eingereicht werden, und zwar zunächst an den jedesmaligen wachhabenden Tempelpförtner des nächsten Priestercollegiums. Dieser überliefert dieselben dem heiligen Schreiber, welcher ohne Zweifel schon von dem Inhalte jeder einzelnen Schrift Kenntniß nimmt, und von dem es abhängt, ob er sie dem Gerichtspräsident vorlegen will oder nicht. Wenigstens weiß ich, daß viele Klagen meiner Kastengenossen ganz unberücksichtigt geblieben sind. Vielleicht sind sie gar nicht in die Hände des Gerichtshofes gelangt. Nein, nein! — wenn uns nicht ein Gott hilft, unsre Gerichte haben aufgehört, uns gegen Gewaltthätigkeiten unsrer Unterdrücker zu schützen!"

„Hast Du Vertrauen zu Deinen Göttern? Sind

sie Dir schon thatkräftig und helfend erschienen? Wer ist Dein Schutzgott?" fragte schnell Abijah, indem er Hanna's Hand leise drückte, um derselben anzudeuten, daß er allen Glauben an seine ehemaligen Götzen verloren habe.

„Mein Schutzgott ist Chonsu[19]), welcher den Beinamen der Starke führt, und dem gerade jetzt in Theben ein Tempel neben dem seines Vaters Ammon gebaut wird. Zwar ist er mir nicht mit seinem Sperberkopfe und mit dem Scepter in der Hand erschienen; aber in Menschengestalt, nachdem er den Körper eines seiner kriegerischen Söhne belebt und beseelt, hat er mir einst Hülfe gebracht. Soll ich Dir die Geschichte erzählen?"

„Gern will ich sie hören," erwiederte Abijah; „sie wird mich und meine Schwester erfreuen und uns die Zeit verkürzen. — Aber sieh, Hanna," fuhr er fort, „wie dort im Westen allmählich die Sonne hinter den Bergen verschwindet und hier im Osten die Zinnen der Tempel und Paläste vergoldet!"

Man fuhr bei Ombos, der ersten Nomenstadt, fünf Meilen nördlich von Syene vorüber. Hanna

schlug, jetzt weniger furchtsam, ihren Schleier zurück. Während sie das unbeschreiblich schöne Bild, welches das Nilthal beim hereinbrechenden Abend darbietet, bewundernd und Jehovah's Größe und Macht im Herzen preisend betrachtete, begann der Schiffer Petenseni, von ihrer Schönheit überrascht und kein Auge von ihr verwendend, seine kurze Erzählung.

„Ich hatte eine Schwester, so jung, schön und liebenswürdig wie die Deinige. Diese begleitete mich einst vor drei Jahren nach Theben, woselbst gerade das Fest der Neith gefeiert wurde. Hast Du dasselbe jemals in Aegypten erlebt, so wirst Du wissen, daß es ganz besonders feierlich in Sais begangen wird. Es ist das Auferstehungsfest des Osiris und heißt auch das Lampenfest, weil nicht nur in Sais, sondern im ganzen Lande von Migdol bis Syene die ganze Nacht hindurch ein Jeder unter freiem Himmel rings um sein Haus Lampen anzündet, so daß das ganze Land gleichmäßig er-

leuchtet ist. Du kannst Dir denken, wie wir Beide staunten und bewunderten, als wir armen, aus einem kleinen Fischerdorfe gekommenen Leute diese große und stolze Riesenstadt von einem Lichtmeer übergossen und die dunkle Nacht in Tageshelle verwandelt sahen. Auf allen Straßen war es lebendig; Niemand hatte sich schlafen gelegt; Alles, Männer und Frauen, Sklaven und Kinder, wandelte jubelnd und singend umher. Erst gegen Morgen wurde es stiller und öder auf den Straßen und auch ich kehrte mit meiner Schwester, nachdem wir alle Hauptstraßen durchwandert und die bedeutendsten Plätze bewundert hatten, durch das Hafenviertel zum Strome zurück, um auf meiner Barke heimzukehren. Hier war es, wo uns plötzlich und unerwartet zwei junge Krieger, welche die Hofluft, wie es schien, schon zu den verabscheuungswürdigsten Wüstlingen herangebildet hatte, gegenüberstanden.

„Sieh, Merhet!“ sagte der Eine. „Welch' ein niedliches Mädchen! Hätt' ich doch nicht gedacht, daß uns nach fröhlich durchschwelgter Nacht auch noch der Morgen so günstig sein würde.

Laß uns die kleine Schifferin mitnehmen; sie kann besser in meinem Palaste als in ihrer armen Hütte nach der durchwachten Nacht ausschlafen.“ Mit diesen Worten trat er näher und wollte schon seine Hand nach meiner armen Schwester ausstrecken.

Ich Unwissender kannte nicht die Sitten, oder vielmehr die — Unsitten, die Sittenlosigkeit der Hauptstadt. Ich war empört über diese Rohheit. Ich stieß seine Hand zurück und glaubte ihn, da ich ihn für trunken hielt, durch Hinweisung auf den Schutz der Gesetze und auf die ihm drohende Strafe zur Besinnung bringen zu können.

„Gesetze, Strafe?“ erwiederte Jener hohnlachend und meine Worte unterbrechend. „Geh, Freund, leg' Dich auf's Ohr und träume von zukünftigem Glücke! In wenigen Stunden werde ich Dir Dein Mädchen reich und mit Geschenken beladen zurückschicken.“

Jetzt drangen Beide auf meine Schwester ein, welche sich scheu und ängstlich hinter meinen Rücken geflüchtet hatte; und da sie mit ihren Schwertern bewaffnet waren und auch geneigt schienen, von

denselben Gebrauch zu machen, wenn ich es wagte, mich ihnen länger zur Wehr zu setzen, so wäre es ohne Zweifel um uns geschehen gewesen, hätte uns nicht in demselben Augenblicke der Gott ersehnte Hülfe gesendet. Um eine Ecke bog plötzlich ein anderer Krieger, schön wie der Schlachtengott, wenn er nach errungenem Siege mit funkelndem Auge den Kampfplatz überschaut und dem Könige die Siegeswaffe darreicht. Er hatte wohl noch die letzten Worte des Frevlers gehört und durchschaute mit einem Blicke, was hier vorging.

Anfangs, als ich ihn erblickte und in ihm einen Krieger von der königlichen Leibwache erkannte, hoffte ich von ihm wenig Schutz; im Gegentheil, ich fürchtete, er würde seinen Kastengenossen beistehen oder wenigstens, ohne sich in den Streit zu mischen, vorübergehen. Aber schnell und muthig wie ein Löwe stürzte er sich zwischen uns und drängte die Angreifenden zurück. „Was habt ihr vor?“ rief er ihnen zornig zu. „Wollt ihr Reichen, denen für ihr Gold Alles feil ist, dem Armen auch noch das Letzte nehmen, was er besitzt? Hütet euch!

Denn wenn ihr auch vielleicht hofft, daß die Klage des Niedrigen ungehört verhallen wird, so schwöre ich bei Ammon, daß ich als Ankläger gegen euch auftreten würde, um euch zur Rechenschaft und zur Strafe zu ziehen!"

Murrend zogen sich Jene zurück; ich hörte nur noch, daß sie spöttisch seinen Namen aussprachen und ihn zähneknirschend einen Sittenprediger nannten. — Wir waren befreit und eilten froh von dannen; unser Retter begleitete uns bis an unser Fahrzeug, um uns vor weiteren Angriffen zu schützen. Als er uns in Sicherheit sah, verschwand er, ohne unsren Dank hören zu wollen.

Aber meine Schwester hatte das Bild ihres Beschützers mit in unsre stille Hütte genommen. Auf der kleinen Insel flossen die Thränen ihres Dankes, dort hörte ich oft ihre Gebete für ihn, und ihre Lobgesänge auf den Gott, der ihn gesendet. Sie hatte nur den einen Wunsch, noch einmal den Edlen wiederzusehen, noch einmal in sein dunkles, feuriges Auge blicken zu können, durch welches er jene Zügellosen in Schranken gehalten hatte. . . . . Ihr

Wunsch ist nicht erfüllt worden, sie starb bald nachher mit dem Namen des verehrten hochherzigen Sohnes des Ahmes auf den Lippen. . . . ."

Der Schiffer schwieg einige Augenblicke in trauriger Erinnerung. Die ganze erzählte Scene mochte lebhaft an seinem inneren Auge vorüberziehen. Plötzlich glitt das Steuerruder aus seiner Hand und das Schiff gerieth in Gefahr, der sicheren Führung entbehrend auf eine Sandbank zu gerathen oder an einem Felsenriff anzulaufen und umzuschlagen. Den ihm gegenüber sitzenden Abijah starr anblickend und sich dann mit der Hand über die Augen fahrend, rief er aus: „Aber wie ist mir denn? . . . . nein, es ist kein Zweifel . . . . . ich habe gefunden, was ich schon seit Stunden in meiner Erinnerung suchte . . . . . ja, Herr, ihr seid jener Krieger; ihr seid, so sehr ihr euch auch verwandelt habt, ihr seid, ich erkenne euch, der edelmüthige Retter meiner Ehre!" . . . .

Und beide Hände preisend zum Himmel erhebend, betete er: „Dank dir, Ammon, Baumeister der Welt! Preis dir, der du das Gebet des Armen

erhört hast! Du hast mich ihn wiederfinden lassen, um ihm danken, um ihm meinen schwachen Dank beweisen zu können. Preis deinem leuchtenden Antlitze in Ewigkeit!“ Schnell griff er hierauf in seine Reisetasche, welche er neben sich auf die Bank gelegt hatte, und zog einen einfachen, schmucklosen Siegelring hervor. „Herr,“ sagte er, „einst hat der Starke den Schwachen beschützt; aber auch der Schwache kann bisweilen dem Starken von Nutzen sein. Nehmt diesen Ring; er ist scheinbar werthlos und besitzt dennoch eine wunderbare innere Kraft. Das Glück ist wandelbar; kommt ihr je in Gefahr, so haltet den Angreifern diesen Ring entgegen, und ihr werdet Freunde und Beschützer finden!“

Abijah, der ehemalige Hauptmann, in dessen Erinnerung gleichfalls nach und nach die eben erzählte Scene auftauchte, und der in seiner gegenwärtigen Lage einen solchen Talisman, welcher Wunder versprach, nicht zurückweisen wollte, nahm den Ring und steckte ihn an den Zeigefinger der rechten Hand. Schon früher während der Fahrt

hatte er bemerkt, daß der Schiffer einen ganz gleichen an der seinigen trug. Der skarabäenförmige Siegelstein trug die einfache hieroglyphische Inschrift: „Amun-munk-ter“, d. i. Ammon, Baumeister des Weltalls[20]).“

Der Schiffer ergriff wieder das Steuerruder. Die Sonne war im Westen verschwunden, und unter der sternenbestreuten Decke des Himmels glitt sanft in der milden Sommernacht auf dem heiligen Strome die Barke dahin, an dem jetzt so genannten Gebel-Selseleh vorüber der in der Ferne auftauchenden großen Apollostadt Edfu entgegen. Zwischen den Dreien herrschte kein Mißtrauen, keine Furcht, kein drückendes Geheimniß mehr; sie waren, so verschieden vielleicht auch ihre Pläne und Lebensrichtungen waren, dennoch Freunde geworden.

Wir müssen nun, um die Verwickelungen, welche im weiteren Verlaufe unsrer Erzählung hervortreten werden, richtig verstehen zu können, einen Blick in das große, lehrreiche Buch der Geschichte werfen.

Es ist schon mehrmals dunkel angedeutet worden, es wird aber auch durch die alten Ueberlieferungen und durch die Denkmäler bestätigt und über jeden Zweifel erhoben, daß der schon erwähnte Thebanische Oberpriester Siamun Pethor unter der Regierung des Letzten der Ramessiden darnach trachtete, seine priesterliche Macht mit der königlichen zu verbinden und sich die doppelte Königskrone auf's Haupt zu setzen. Es war ihm zunächst, wie wir schon gesehen haben, gelungen, durch seine hohe wissenschaftliche Bildung und den Ruhm seiner Weisheit sich zur höchsten priesterlichen Würde des Reiches emporzuschwingen und seinen Einfluß nicht nur über die Priesterschaft, welcher er vorstand, sondern auch über sämmtliche Priestercollegien des Landes auszudehnen. Da ferner alle eine wissenschaftliche Bildung erfordernden Staatsämter in damaliger Zeit fast ausschließlich Priestern anvertraut wurden, so konnte es nicht fehlen, daß auch ein großer Theil der weltlichen Macht in seine Hände gerieth, und daß er, wie schon erwähnt worden, als allmächtiger Minister und Rathgeber des Königs

auch einen bedeutenden Einfluß auf alle weltlichen Angelegenheiten und die gesammte Staatsverwaltung ausübte. So war seine Gewalt in der That bedeutender als die des Königs; er war der Gipfelpunkt der geistlichen und weltlichen Macht. Aber dies Alles genügte noch nicht seiner Eitelkeit und seinem Ehrgeize, er wollte nicht nur der Regent sein, sondern auch König heißen und die höchsten Ehren desselben genießen; und um diesen Plan durchzusetzen, bedurfte es eines Gewaltstreiches, der Entfernung des regierenden Königs und der Besiegung der Anhänger desselben.

Der Kampf gegen die bestehende Ordnung der Dinge war immerhin ein gewagtes Unternehmen. Der König hatte die ganze Kriegerkaste, nämlich ein in den Waffen geübtes, wohl disciplinirtes, durch strenge Kriegsgesetze in Ordnung gehaltenes Heer von 500,000 Mann Fußvolk auf seiner Seite. Während von diesen ungefähr 60,000 Mann gegenwärtig zum Schutze des Königs in Theben concentrirt waren, konnten auch die übrigen, welche im ganzen Lande zerstreut und namentlich in Unter-

ägypten stationirt waren, augenblicklich zusammengezogen und zum Kampfe verwendet werden. Zu diesen gesellte sich außerdem eine nicht unwichtige Waffe, die mit einem Kämpfer und einem Wagenlenker besetzten Streitwagen, welche in den Kriegen, die die Ramessiden geführt, durch Niederrennen ganzer feindlicher Heeresmassen sich dem Gegner furchtbar gemacht hatten. Die Anzahl derselben konnte recht gut auf 20,000 geschätzt werden. Endlich hatte der König als treusten und ergebensten Anhänger den kriegsgeübten, muthigen, in siegreichen Schlachten erprobten Heerführer Ahmes, welchen wir schon kennen gelernt haben. Was konnte einer solchen Macht, einem so starken Bollwerke selbst im günstigsten Falle eines allgemeinen Volksaufstandes von dem aufrührerischen Priester entgegengesetzt werden?

Zunächst allerdings ein unzufriedenes Volk. Aber dieses Volk konnte, selbst wenn es in seiner Gesammtheit und einmüthig aufstand, nicht von entscheidender Bedeutung sein, da es nicht im Geringsten in den Waffen geübt war, kriegskundiger

Führer entbehrte und, nur an die friedlichen Beschäftigungen des Lebens gewöhnt, noch nie dem Tode in's Auge geschaut hatte. Es war vorauszusehen, daß eine ungeordnete Volkserhebung, wenn auch noch so massenhaft, dennoch bald von der Kriegerkaste würde unterdrückt werden können. — Nichtsdestoweniger mußte die Unzufriedenheit des Volkes als die Grundlage aller Operationen des Priesters betrachtet werden, und er hatte deshalb, wie wir gesehen haben, diese in der letzten Zeit durch Aufreizung des Königs zu immer strengeren Maßregeln zu nähren und zu erhöhen gesucht.

Von einer weit größeren Bedeutung schon und ein gemeinsameres, planmäßigeres Handeln anbahnend waren die sowohl geheimen als auch öffentlichen Zunftgenossenschaften. Denn keines Volkes Verfassung war geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen günstiger als die altägyptische; ja, man könnte sagen, der Gesetzgeber selbst habe hier ohne sein Wissen und ohne seinen Willen dergleichen gestiftet gehabt. Er hatte, wie bekannt ist, durch ein starres, nicht durch die Gewohnheit eingeführtes,

sondern durch das Gesetz gebotenes Kastenwesen die einzelnen Stände streng von einander geschieden. Die Geschichte erzählt von einer Kaste der Künstler, von der der Handwerker, der Hirten, der Fischer und Anderer; aber innerhalb dieser Kasten hatten sich außerdem wieder als kleinere Unterabtheilungen besondere Genossenschaften bilden müssen, da jede Kunst, jedes Gewerbe vom Vater auf den Sohn forterbte und also stets innerhalb eines kleinen Kreises von Familien blieb. Ein solcher Familienkreis bewahrte natürlich fast wie ein Geheimniß die Erfahrungen und Entdeckungen, welche er im Laufe der Zeit in seiner Kunst gemacht hatte, und schon hierdurch erhielt jede solche Zunftgenossenschaft den ihr nicht Angehörenden gegenüber einen Anschein des Geheimnißvollen. So standen alle Künste und alle Gewerbe in eng begrenzten Corporationen neben einander; ein fröhlicher, heiterer gegenseitiger Verkehr, eine Vermischung des ganzen Volkes, eine Verschmelzung der verschiedenen Stände fand nur an wenigen Tagen des Jahres, an besonderen Festen statt, von denen Jeder nach kurzer Lust wieder

zu seinem bürgerlichen Geschäfte, in seine Kaste und in seine Zunft zurückkehrte. Diese Volkseintheilung war es, welche bei einem Aufstande dem Volksführer die Organisation desselben wesentlich erleichtern mußte; es war vorauszusehen, daß die einzelnen Zunftgenossen sich um ihre Meister schaaren, daß jede Zunft als eine besondere Legion dastehen würde. — Dieses feste Zusammenhalten der Mitglieder einzelner solcher Genossenschaften mußte aber da noch besondere Nahrung erhalten und zu einem engeren Bunde führen, wo zugleich die Kunst oder das Gewerbe selbst das Zusammenarbeiten oder das Zusammenwohnen größerer Massen bedingte. So überragten schon früh die Zunft der Bauleute und die der Schiffer alle übrigen; der bedeutendste Bund war der der Bauleute in Theben, welche am Tempel des Chons oder Chonsu arbeiteten, und welche sich nach ihrem Obermeister, dem Gotte Ammon-Ra, „dem Baumeister der Welt“, nannten; fast ebenso zahlreich und mächtig der Bund der Schiffer von Theben, welche schon dadurch, daß sie in einem besonderen Stadttheile in der Nähe des

Flusses beisammen wohnten, enger mit einander verknüpft und zu einem Ganzen vereinigt worden waren. — Alle diese Zunftgenossenschaften hatten ihre besonderen Meister, ihre Aufseher, ihre Rechnungsführer für gemeinsame Ausgaben; aber man verwechsele sie nicht mit scheinbar ähnlichen geheimen Gesellschaften unsrer letzten Jahrhunderte; sie verfolgten weder religiöse noch politische Zwecke, sie hatten keine Geheimnisse; ihre einzigen Geheimnisse waren die Geheimnisse ihrer Kunst, über denen sie wachten, und welche sie dem Laien entziehen und als ihr ausschließliches Eigenthum bewahren wollten.

Dieses waren die Elemente, welche der schlaue Oberpriester vorfand; er berechnete richtig, daß in einer Zeit allgemeiner Unzufriedenheit diese sich auch innerhalb jener Genossenschaften ausgesprochen haben müßte, und daß, wenn man sich vielleicht auch jetzt noch mit Murren begnügte, es nur eines zündenden Funkens bedürfte, um jene unschuldigen Gesellschaften in ebensoviele Herde des Aufruhrs und der Empörung zu verwandeln. Langsam und

besonnen hatte er sein Ziel verfolgt; während er selbst scheinbar unthätig war, hatten in seinem Auftrage treue Anhänger und Mitglieder seiner Priesterschaft die Idee der Freiheit und der nothwendigen Unterdrückung der Ungerechtigkeit in den einzelnen Genossenschaften angefacht und diese letzteren nach und nach mit unsichtbaren Fäden an einander geknüpft. So waren dieselben jetzt in der That politische Geheimbunde geworden, welche gehorsam zu jeder kühnen Unternehmung bereit nur auf das Signal des obersten Meisters warteten, welchen sie nicht kannten, nie gesehen hatten, dem sie aber mit Begeisterung zugethan waren, weil seine Gesandten und Parteigänger ihnen einen Umschwung der Dinge, eine bessere Lage, eine gerechtere Regierung versprachen. Dieser fast allen Bundesbrüdern unbekannte oberste Meister war — Siamun Pethor. Er hatte sogar, wie wir gesehen haben, um die Aufmerksamkeit von sich abzuwenden und so lange als möglich seine Absichten zu verbergen, kürzlich einen der Bauleute verhaften lassen und den König selbst vor den geheimen Genossenschaften gewarnt.

Er beabsichtigte damit Zweierlei; er wollte einmal jeden Verdacht einer Theilnahme von sich selbst entfernt halten und zweitens den König zu härteren und strengeren Maßregeln veranlassen. Der Augenblick war gekommen, wo er getrost und des Sieges gewiß das Signal geben konnte, und in diesem Augenblicke sollte nach seiner Berechnung des Königs Strenge und Härte den Haß des Volkes auf's Höchste steigern und die Unzufriedenheit in Erbitterung und Verzweiflung umwandeln.

Aber des Priesters Berechnungen reichten noch weiter. Selbst wenn das Volk anfänglich siegte, selbst wenn der König für immer entfernt war, konnte doch die Kriegerkaste nicht völlig ausgerottet werden. Sie konnte, wie dies schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten geschehen war, sich nach dem Süden zurückziehen, von dort aber gekräftigt und gestärkt zurückkehren und nach kurzer Zeit, wenn die Begeisterung und Aufregung des Volkes sich gelegt, siegreich eine neue Dynastie begründen. Der Priester bedurfte daher, um sich auf dem Throne, wenn er ihn bestiegen, auch halten zu

können, kriegsgeübter und mächtiger Bundesgenossen und hatte deshalb im Geheimen Verhandlungen mit den benachbarten Völkern angeknüpft, welche ihm ihre Hülfe zusagten und dafür das Versprechen beanspruchten, daß sie die außerägyptischen Besitzungen, welche Aegypten noch den siegreichen Eroberungszügen der früheren Ramessiden verdankte, zurückerhielten. Die Hülfsvölker im Süden, Osten und Westen waren bereit, Siamun als König Aegyptens anzuerkennen und zu beschützen, aber das Nilland sollte auf seine ursprünglichen natürlichen Grenzen beschränkt werden [21]). Eine solche Unterhandlung war es auch, welche unsern Schiffer nach Süden geführt hatte; er wußte nicht, in wessen Auftrage er handelte, nur das lockende verführerische Bild besserer Zeiten stand vor seinen Augen, als er sich der mühevollen Wanderung nach Aethiopien unterzog. Jetzt brachte er die Antwort zurück; noch wenige Stunden — und Siamun wußte, daß in Eilmärschen von Süden ein äthiopisches Heer zu seinem Beistande herbeizog.

Sechstes Kapitel.

Im Harem.

Es ist bereits im ersten Kapitel erzählt worden, mit welcher innigen Liebe vor den zuletzt mitgetheilten Ereignissen die beiden Ahmes, Vater und Sohn an einander hingen, und daß der Hauptmann der einzige Stolz, die einzige Freude des alten Ahmes war, weil eben dem Letzteren aus den Zeiten seines früheren Glückes Nichts geblieben war, als dieser Sohn. — Neue Verhältnisse, in welche uns die Erzählung in ihrem weiteren Verlaufe einführen wird, nöthigen uns, zunächst einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit zu werfen.

Die Familie des Ahmes war seit alter Zeit eine der vornehmsten und begütertsten Kriegerfamilien.

Sie besaß in Unterägypten eine nicht geringe Anzahl von fruchtbaren Grundstücken, Landhäusern und Landgütern, welche viele Pächter ernährten und auf denen eine große Menge von Sklaven beschäftigt wurde; sie zählte außerdem noch hundert Jahre vor den geschilderten Ereignissen nicht wenige tapfere und edele männliche Mitglieder, von denen jedoch die meisten durch die unglücklichen Feldzüge der letzten Ramessiden in jugendlichem Alter dahingerafft worden waren. Zuletzt war nur der uns bekannte, jetzt ergraute Ahmes übrig geblieben und ihm waren alle jene Besitzthümer zugefallen. So war er einer der begütertsten Grundherren des Landes; Schenkungen der ihm günstig gesinnten Könige, denen er treu gedient hatte, hatten seinen Reichthum noch wesentlich erhöht. Zu seiner größten Freude sah er an der Seite einer liebenswürdigen ebenbürtigen Gemahlin seinen Stamm fortblühen in zwei kräftigen Söhnen, in zwei stattlichen Kriegern, von denen der Jüngere eben der schon oft erwähnte Hauptmann war.

Aber das Glück des tapferen Kriegshelden blieb

nicht bis in sein höchstes Alter ungetrübt. Der unerbittliche Tod raffte seine treue Lebensgefährtin von seiner Seite. Sein ältester Sohn, dessen Name uns gleichgültig ist, hatte sich bald darauf mit einer Kriegerstochter vermählt, während der flatterhafte jüngere Ahmes, wie schon erwähnt worden, sich noch zu keiner gesetzlichen Ehe hatte entschließen können. Wie er selbst Hanna gestand, hatte er Viele seines Stammes geliebt; er hatte sie und sie ihn vergessen, bis er zuletzt sich einredete, Keine je so geliebt zu haben, wie die arme Israelitin. Die Ehe des älteren Sohnes blieb zum großen Schmerze des alten Vaters kinderlos, ja es drohte ihm ein noch härterer Verlust; der geliebte Sohn verfiel in eine gefährliche unheilbare Krankheit, der er bei dem niedrigen Standpunkte, auf welchem sich die Heilkunde damals noch befand, bald erlag. So blieben dem tiefgebeugten Vater nur noch zwei liebende Herzen, der jüngere Sohn, der Hauptmann, auf welchen er nun seine ganze väterliche Liebe übertrug, und eine junge trauernde Wittwe. Wir haben den Namen der Letzteren schon einmal genannt, sie

hieß — Aseneth. Sie war es, an welche der Hauptmann einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick dachte, als er am Stein des Osiris die Vergangenheit gegen sein der Zukunft angehörendes wahnsinniges Unternehmen abwog, und als ihm die Trauer seiner Lieben in Theben vor Augen trat. Wenn damals die Erinnerung an seine unglückliche verwittwete Schwägerin ihn besonders schmerzlich berührte, so geschah dies, weil er wußte, daß diese vorzüglich durch seine Flucht in ihren Rechten geschmälert und betrübt werden mußte.

Als nämlich in der Urzeit die siegende Priester- und Kriegerkaste Aegypten unterwarf und die rohen Einwohner veredelte und mit den Segnungen der Kultur und der Künste bekannt machte, hatte sie, wie bekannt ist, das Land unter sich gleichmäßig vertheilt, so daß ursprünglich jede Krieger- und jede Priesterfamilie einen gleichgroßen Grundbesitz ihr eigen nannte. Der Wunsch und das Bedürfniß, daß diese Parcellen möglichst wenig zerstückelt würden und den Familien, denen sie angehörten, ungeschmälert erhalten blieben, hatte eine

Sitte eingeführt, welche der neueren Zeit fremd geworden ist und dem Leser sogar verabscheuungswürdig erscheinen dürfte, welche jedoch im alten Aegypten durch die Gewohnheit und durch ihre Zweckmäßigkeit fast zu einem Gesetze erhoben worden war. Sie bestand darin, daß es nicht selten geschah, daß der Bruder die eigene Schwester heirathete, und daß der unverheirathete Bruder verpflichtet war, die Wittwe seines kinderlos verstorbenen Bruders zu ehelichen, indem, wie die alten Urkunden berichten, eine Ehe, welche kinderlos blieb, nach dem Tode des Gatten als null und nichtig betrachtet und die zurückgebliebene Wittwe, wenn sie keinem Erben das Leben geschenkt hatte, als Jungfrau angesehen wurde[22]).

Kein Wunder war es daher, wenn Aseneth, nachdem die Tage der Trauer vorüber waren, ihre Hoffnung und ihr Herz dem Bruder ihres verstorbenen Gemahls zuwendete. Sie konnte mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß sie der allgemeinen Sitte gemäß bald ihm angehören würde; sie sträubte sich nicht gegen diesen Gedanken, denn

der jüngere Ahmes war jung, schön, liebenswürdig. Aseneth liebte bereits den Hauptmann. Ob aber diese hingebende Liebe vor dem Abmarsche desselben in die Steinbrüche von ihm erwiedert und mit Gegenliebe belohnt wurde; ob er dieselbe durch Hoffnungen aufgemuntert und genährt, ob er für die nächste Zukunft Versprechungen geleistet, ob er überhaupt mit Aseneth über dieses neue gegenseitige Verhältniß Verabredungen getroffen hatte, das wissen wir nicht.

Aseneth, nur wenige Jahre jünger als der Hauptmann, war eine der edelsten weiblichen Gestalten, welche Aegypten je hervorgebracht. Sie war groß und kräftig gebaut; aber ihre Größe war nicht auffallend noch abschreckend, da mit derselben die Fülle ihres Körpers im vollkommensten Einklange stand. Die Haare waren, wie bei allen Aegypterinnen, schwarz und gelockt; die Augen mild und schwärmerisch, vollständig ihren Charakter kennzeichnend und auf den ersten Blick enthüllend. Dieses Auge verrieth, daß seine Besitzerin ganz dazu geschaffen war, um den geliebten Mann mit

hingebender Liebe zu beglücken, ihm in Allem zu dienen, ihren Willen und ihre Neigungen den seinigen unterzuordnen; aber dies Alles nur so lange, als sie sich geliebt wußte, — wurde sie einst in ihren Hoffnungen betrogen, so ließ der schwärmerische Zug, welcher in ihren Mienen ausgeprägt war und besonders aus den Augen hervorleuchtete, befürchten, daß sich die Sanftmuth, Milde und Herzensgüte in Haß und Wahnsinn verwandeln könnten. Wir sehen dies so häufig in der Welt. Während der Mann im Kampfe des Lebens durch Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten gestählt und gekräftigt wird und aus jedem Mißgeschick neu gewaffnet und vorbereitet für neues Unheil hervortritt, reicht oft schon e i n e bittere Erfahrung, eine Enttäuschung hin, um dem ganzen Charakter des Weibes eine bestimmte Richtung zu geben und ihn völlig umzuwandeln. Das Leben des Mannes ist eine Kette von Eindrücken, welche einander in schneller Aufeinanderfolge verdrängen, für das Weib dagegen ist der erste Eindruck entscheidend für's ganze Leben.

Die Nachricht von dem wahrscheinlichen Tode des Hauptmannes hatte Aseneth mit dem bittersten Schmerze, mit der tiefsten Trauer erfüllt. Aber ihre Liebe war der Art, daß man diese Täuschung ein Glück für sie nennen muß; sie würde ihn lieber todt, als lebend und treulos gewußt haben. Während jetzt eine aufrichtige Trauer und zugleich fromme Ergebung in den Rathschluß der Götter ihr ganzes Wesen verklärte; würde sie, hätte sie die Wahrheit mit allen ihren Einzelheiten erfahren, einem Tiefsinn anheimgefallen sein, welcher so leicht ein schwaches weibliches Gemüth nach und nach dem Wahnsinne entgegenführt. Sie hatte sich nicht nur den äußerlichen althergebrachten Vorschriften der Trauergebräuche unterworfen, welche der Familie geboten, sich eine Zeit lang alle leiblichen Genüsse, alle Bequemlichkeiten, alle Lebensfreuden zu versagen; sie trauerte auch tief im Herzen, — denn sie trauerte und weinte um den Geliebten.

Wir wollen sie jetzt am Nachmittag des Tages aufsuchen, an welchem unsere Flüchtlinge Theben zu erreichen hofften. Wir finden sie in einer Ka-

pelle im Palaste des alten Ahmes, in der dem Andenken an die Verstorbenen gewidmeten Halle. Die Tage der gesetzlichen Trauer sind vorüber. Zum ersten Male seit langer Zeit hat sie von den Dienerinnen ihr schönes Haar wieder ordnen lassen, welches in künstlich gedrehten Locken auf Schultern und Rücken herabfällt und dessen schwarzer Glanz durch ein kostbares goldenes Stirnband noch mehr hervorgehoben wird. Sie trägt ein langes weißes Gewand und über demselben von gleichem Stoffe ein großes kragenartiges bis zum Ellenbogen hinabreichendes Halstuch, welches die schönen üppigen Formen des Oberkörpers vollständig verhüllt. Ueber demselben hängt an einer goldenen Kette ein mit Hieroglyphen beschriebenes Amulet. An den bloßen Armen sind goldene Armbänder, an den Fingern kostbare Ringe sichtbar. Der schöngeformte Fuß ist unbeschuht.

So kniet sie vor einem Altare, auf welchem verschiedene kleine mumiengestaltige steinerne Statuetten stehen. Dies sind die Idole der verstorbenen Familienmitglieder; Mumienbilder, wie sie zur

Erinnerung und Verehrung nach dem Tode ausgezeichneter Personen sowohl in der Hauskapelle aufgestellt, als auch den Verwandten und Verehrern derselben als Andenken geschenkt zu werden pflegten. Alle tragen längere oder kürzere Hieroglypheninschriften, welche Namen und Lebensschicksale derjenigen Verstorbenen enthalten, denen sie geweiht sind. Da stehen als die äußersten Bildsäulen die der Amenset, „der Gemahlin und guten Hausherrin des Ahmes," und die beiden ihrer Söhne, des einstigen Gemahls und des jetzigen Geliebten der Aseneth. Nur auf diese letzte sind die Augen der schönen Trauernden gerichtet, starr blickt sie auf die Hieroglyphenschrift, als könne sie noch nicht an die Wahrheit derselben glauben, als müsse sie sich erst durch nochmaliges Lesen von derselben überzeugen. Diese Inschrift lautet:

„Dies ist das Bild des mit Osiris Vereinig„ten, des tapferen Kriegers und Feldhauptman„nes, Namens Sohn des Ahmes, des Ge„rechtfertigten, Seligen. Er ist hinübergegangen „zur Wiedervereinigung mit Ammon-Ra, dem

„Fürsten der Götter. Die Dauer seiner Lebens„tage betrug 29 Jahre, vier Monate und fünf „Tage."

Blicken wir uns weiter in der Halle um, so sehen wir in einiger Entfernung von Aseneth in der Nähe der hohen, durch einen buntgewirkten Vorhang verhüllten Thür eine schwarze nubische Sklavin stehen. Sie schaut starr und bewegungslos auf ihre Herrin, und wenn nicht bisweilen eine stille Thräne aus ihrem Auge hervorglänzte und ihre Wange benetzte, so könnte man sie für eine leblose Bildsäule halten, welche ein geschickter ägyptischer Bildhauer aus dem schwarzen Felsensteine von Syene ausgemeißelt. Sie ist die treuste Dienerin der Aseneth, und während diese den Todten beweint, weint sie eine Thräne des Mitleids um die traurige und tiefbekümmerte Lebende.

Jetzt richtet Aseneth langsam die Augen zum Himmel und erhebt die Hände. Sie betet für den geliebten Todten zu den Göttern; sie betet aber auch zugleich zu dem Todten selbst, der ja durch den Tod mit der Gottheit vereinigt und zur Gott-

heit selbst geworden ist. Dieser schöne Glaube, daß der Hinübergegangene ein Theil des hochheiligen Osiris und dessen seligen und ewigen Lebens theilhaftig werde, ließ die Aegypter den Tod geliebter Personen weniger bitter empfinden und sie mit denselben in beständiger geistiger Verbindung bleiben.

Aseneth betete; aber die Sklavin hörte keines ihrer Worte. Nur ihre Lippen bewegten sich zu leisem Lispeln, während sie bisweilen die rechte erhobene Hand sinken ließ, mit derselben einen neben ihr auf dem Boden stehenden Krug ergriff und aus diesem dunklen Wein vor der Statue spendend auf den niedrigen Altar goß. Endlich nach und nach wurde ihre Stimme vernehmbarer. „Heilige Isis," flüsterte sie, „Beschützerin der treuen Liebe! Stehe mir bei in meinem Schmerze! Als des Frevlers Hand die Leiche deines Gemahls Osiris zerstückelt und die einzelnen Glieder über das ganze Land hin zerstreut hatte, da konntest du diese wieder sammeln, auf jedes einzelne einen letzten Liebeskuß drücken und jedem in's Besondere ein Grabmal errichten [23]). O, dreimal Glückliche! Glückliche

in deinem Jammer! Mir hast du zum Leid noch größeres Leid gefügt. Zerrissen ist der Geliebte, zerrissen vielleicht von wilden Thieren, ohne in der Grabkammer neben den Vätern zu ruhen ...."

Gefoltert von diesem schrecklichen Gedanken schrie sie plötzlich laut auf. Die Sklavin stürzte herbei, um ihr beizustehen, wenn der Schmerz sie übermannte. Aber ihr Körper wankte nicht. Mit über der Brust gekreuzten Armen ließ sie das vornübergebeugte Haupt auf dem Rande des Altars ruhen; Thränen entströmten ihren Augen und benetzten den steinernen Fußboden. Die Sklavin wagte nicht, sie zu stören; schweigend und regungslos stand sie dicht neben ihr, hoffend, daß die Thränen das Herz ihrer Gebieterin erleichtern und ihren Schmerz besänftigen und beruhigen würden. — Auch geschah es wirklich nach einiger Zeit, wie die Sklavin vermuthete, welche ihre Herrin während der Trauerzeit wohl schon oftmals in ähnlichen Anfällen des tiefsten Schmerzes zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Aseneth erhob sich langsam und schritt hochaufgerichtet in stolzer Haltung der

Thür zu, nach welcher die Sklavin ihr voraneilte, um den Vorhang zurückzuschlagen. Schweigend schritt die Trauernde hindurch, schweigend folgte die Dienerin. Ach! Auch draußen war es so öde; so todt wie im Grabe. Ein langer Gang führte zu den Frauengemächern.

Aseneth schien während der Rückkehr in ihr Putzzimmer ihren Schmerz gewaltsam niedergekämpft und sich tröstlicheren Gedanken hingegeben zu haben. Das weibliche Gemüth sucht und findet im tiefsten Kummer Trost und Beruhigung in der Mittheilung und in der Theilnahme verwandter und befreundeter Herzen. Auch sie sehnte sich nach diesem Troste, und als sie die Schwelle ihres Gemaches überschritt, wendete sie sich zu der ihr folgenden Dienerin und sagte freundlich: „Ich gehe in den königlichen Palast!"

Diese wenigen Worte veränderten plötzlich die ganze Scene. Aseneth ließ sich auf einem hohen Sessel nieder, die Sklavin klatschte in die Hände und nach kaum einer Minute eilten zwei andere Dienerinnen herbei, welche auf einen Wink der

Herrin rechts und links vor ihr niederknieten, um ihr die schönen Ledersandalen unter den Füßen zu befestigen. Unterdessen hatte die Nubierin von einem nahe stehenden Toilettentische einen künstlich gearbeiteten und mit reichen und kostbaren Verzierungen geschmückten Metallspiegel genommen, mit welchem sie näher trat. Aseneth erhob sich; sie warf mit einem selbstgefälligen Lächeln einen zufriedenen Blick in den Spiegel und fand, daß ihr Putz in Ordnung sei, daß sie sich im königlichen Harem sehen lassen könne und daß ihre äußere Erscheinung nicht hinter denen der Freundinnen, welche sie daselbst besuchen wollte, zurückstehen würde.

Wenige Minuten später stand sie an dem hohen Portale des Hauses ihres Schwiegervaters, wo ihrer schon eine Sänfte und zahlreiche Dienerschaft harrte. Wir verlassen sie jetzt, um sie später bei ihren Freundinnen wiederzufinden; wir müssen zunächst zur Barke des Schiffers von Philä zurückkehren.

Schnell und unbehindert hatten unsre drei Reisenden während der ganzen Nacht und des darauf folgenden Tages ihre Fahrt auf dem Nile bei Edfu, bei der alten Stadt Eileithyia und bei Esneh vorüber zurückgelegt. Der Schiffer, für die Reise reichlich mit Lebensmitteln ausgerüstet, hatte auch seinen neuen Freunden von denselben mitgetheilt und so näherten sie sich Theben durch Speise und Wein gekräftigt und nur etwas ermüdet nach der schlaflosen Nacht, welche sie immer rastlos weiter eilend auf dem Schiffe zugebracht hatten.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als sie die Hauptstadt erreichten und auf der von der Strömung getriebenen Barke den südlichen Tempel zu ihrer Rechten und den Palast des Rhampsinit zu ihrer Linken hatten. Im Hafen drängte sich Schiff an Schiff, Barke an Barke; im dabeiliegenden Hafenquartiere zeigte sich eine Rührigkeit, wie man sie selten daselbst beobachtet hatte, welche jedoch nichts Auffallendes an sich trug und von unsren Freunden dem schönen Sommerabende zugeschrieben

wurde, welcher nach des Tages Hitze die Bewohner aus ihren Hütten gelockt und zum Aufenthalte im Freien eingeladen haben mochte. Da standen Gruppen von Schiffern umher, Andere schritten in lebhafter Unterhaltung begriffen auf und nieder, Kinder spielten am Ufer, Frauen saßen mit ihren Säuglingen tändelnd an den Thüren ihrer ärmlichen Hütten.

Als der Schiffer von Philä sein Fahrzeug nach dem Ufer hinlenkte und sich zum Landen anschickte, hüllte sich Abijah wieder fest in seinen Mantel, und Hanna ließ von Neuem den Schleier über ihr Antlitz fallen. Beiden pochte wohl das Herz, als sie sich in der Nähe so vieler Menschen befanden. Besonders Abijah mußte besorgten Herzens sein. Wenn auch im Hafenquartiere nur arme Schiffer wohnten, unter denen er unerkannt Einen zur schleunigen Weiterfahrt nach dem Norden bestimmen zu können hoffte, so konnte doch zufällig ein Priester oder Krieger, der ihn früher gekannt, ihm hier begegnen, da es nicht unwahrscheinlich war, daß der Eine oder der Andere in der Abendkühle von Theben nach der

gegenüberliegenden Todtenstadt sich übersetzen ließ oder von dort zurückkehrte.

Indessen landeten sie unbelästigt. Man achtete kaum auf sie und ließ sie, ohne einen neugierigen Blick auf sie zu werfen, das Ufer betreten und die nächste Straße durchwandern; man schien mit anderen wichtigeren Gedanken beschäftigt. Der Schiffer grüßte hier und dort einen Bekannten, ihm geheimnißvolle Blicke und Winke zuwerfend. Er hatte seine Reisetasche wieder über die Schulter gehängt und blieb plötzlich an einer weniger belebten Stelle stehen, um von Abijah und dessen Schwester Abschied zu nehmen. „Nun lebt wohl, Herr!" sagte er zu Ersterem gewendet. „Ich habe mein Wort gelöst; Ihr seid in Theben. Aber hier müssen wir uns trennen. Die Sonne sinkt, und ich muß nach der Stadt eilen. Folgt mir nicht weiter! Wollt Ihr wirklich, wie Ihr mir in dieser Nacht vertrautet, Theben wieder verlassen und weiter nach Norden reisen, so miethet hier einen Schiffer, welcher Euch noch heut oder morgen in aller Frühe in seiner Barke dorthin führen wird, wo Ihr zu landen

wünscht. Lebt wohl, und möge Ammon Alles gelingen lassen, was Ihr beabsichtigt! Gedenkt an den Ring und seine Wunderkraft; und sollten wir uns im Leben wieder begegnen, so vergeßt nicht, daß ich Euch stets zu Danke verpflichtet, daß ich zu jedem neuen Dienste bereit bin!“ Er ergriff mit der Linken Abijah's, mit der Rechten Hanna's Hand und drückte sie kräftig, dann wendete er sich schnell zum Weitergehen und schlug den Weg nach der Sphinxallee ein, welche nach dem Reichstempel des Ammon-Ra im nördlichen Theile der Stadt führte.

Abijah, auf diese Weise verlassen und mit Hanna allein, überlegte nicht lange, was er zu thun habe. So schnell als möglich weiter zu fliehen, schien ihm der beste Entschluß zu sein, welchen er fassen könnte. Er wendete sich daher ohne langes Zögern an einen ihm gerade entgegenkommenden Trupp junger Schiffer mit der Frage: „Ist einer von Euch geneigt, mich für guten Lohn in seinem Schiffe nach der Sonnenstadt [24]) zu bringen? Aber ich habe Eile; noch heut Abend müssen wir abfahren!“

Diese Frage, so einfach sie war, schien die

Schiffer in Verlegenheit zu setzen. Sie hielten sich, ohne zu antworten, bei Seite und flüsterten leise mit einander. Endlich trat Einer aus ihrer Mitte hervor. „Heute und morgen, vielleicht auch noch übermorgen ist es unmöglich!“ sagte er. „Aber wartet einige Tage, dann will ich Euch gern dienen!“

„Keine Stunde!“ entgegnete schnell Abijah. „Meinst Du, ich solle auf Dich warten? Glaubst Du, ich werde nicht noch manchen anderen Schiffer finden, welcher gern für gute Bezahlung noch heut Abend seine Barke vom Ufer löst?“

„Nicht einen einzigen!“ erwiederte ein anderer Schiffer, aus dem Haufen hervortretend. „Wir dürfen nicht und wir wollen auch nicht.“

„Ihr dürft nicht? Und wer hat es Euch verboten, Eure Pflicht zu thun und Euer Geschäft zu treiben?“ fragte erstaunt Abijah.

„Was geht's Dich an?“ entgegnete Jener. „Weshalb hast Du selbst solche Eile? Willst Du das verschleierte Weib mitnehmen und entführen; hast Du es ehrlich erworben oder gestohlen? Deine

Eile ist mir verdächtig. Es ist eine Schande, daß man Euch Söhne Israels, die unsre Vorfahren einst mit Schimpf aus dem Lande gejagt haben, jetzt wieder als Schacherer und Betrüger bis nach der Hauptstadt kommen läßt. Geh, wir haben Nichts mit einander zu schaffen!"

Dieser kleine Auftritt begann bereits die Aufmerksamkeit der übrigen umherschlendernden Schiffer auf sich zu ziehen und ließ einen Zusammenlauf befürchten, welcher leicht eine bewaffnete Patrouille herbeiführen konnte. Nichts hatte Abijah mehr zu vermeiden; er ergriff daher Hanna schnell bei der Hand und eilte mit ihr der eigentlichen Stadt und den Wohnungen der Reicheren zu. Je geheimnißvoller sich Alles um ihn gestaltete, um so bedenklicher wurde seine Lage. Er wußte schon aus früherer Zeit, als er noch Hauptmann bei der königlichen Leibwache war, daß das Volk unzufrieden und zu Unruhen geneigt war; das Benehmen und die Worte des Schiffers von Philä hatten ihn weitverzweigte aufrührerische Verbindungen ahnen lassen; hier unter den Schiffern wurden seine Besorg-

nisse von Neuem erregt. Warum wollte und durfte heute und morgen kein Einziger derselben den Hafen verlassen? Wer konnte es ihnen verboten haben; in wessen Interesse lag es, sie zurückzuhalten?

„Es bleibt uns nichts übrig," sagte er im Weitergehen zu Hanna, „als bis morgen zu warten. Aber, Du Aermste, bist ermüdet und auch ich bedarf des Schlafes. Wohin uns wenden? Die Gastfreundschaft meiner ehemaligen Genossen darf ich nicht in Anspruch nehmen; ich müßte mich ihnen zu erkennen geben, und ich muß für sie — todt bleiben. Auf der Straße dürfen wir die Nacht nicht zubringen. Ich kenne die gute Polizeiverwaltung meines Vaters. Eine Nacht-Patrouille würde uns bald finden und auf die Wache führen. Ich muß einen anderen Zufluchtsort zu ersinnen suchen."

Sie hatten das Hafenquartier eilend verlassen und standen jetzt an dem ersten der hohen und stolzen Paläste, an welchen Theben so reich war. Hanna konnte sich vor Müdigkeit kaum noch aufrecht erhalten. Abijah schlang liebend seinen Arm

um sie und überlegte, wo er für sich und seine geliebte Begleiterin nur für wenige Stunden der Nachtruhe einen verborgenen Schlupfwinkel finden könnte. Da fiel ihm ein, daß im Norden der Stadt neben dem großen Reichstempel noch ein zweiter Tempel für den Gott Chons gebaut wurde. Derselbe war erst halb vollendet, er wurde noch von keiner Priesterschaft zum Gottesdienste benutzt, seine zahlreichen Seitengebäude, dazu bestimmt, einst die Wohnungen der Priester, Archive und Bibliotheken in sich aufzunehmen, hatten noch keine Bewohner gefunden. — Um Sonnenuntergang ruhte die Arbeit; die Baumeister und die Maurer kehrten dann in ihre Wohnungen zurück, und das große Tempelgebäude blieb öde und verlassen. Dort konnten Beide für die Nacht ein verborgenes Unterkommen finden.

Abijah theilte Hanna diesen Plan mit, und Beide machten sich sogleich auf den Weg, da die Sonne schon hinter den westlichen röthlichen Bergen verschwand und das Dunkel eintrat. Freilich hatten sie von dem südlichen Theile der Stadt, in

dem sie sich befanden, bis zu jenem Tempel noch eine Strecke von fast einer halben deutschen Meile zurückzulegen, aber die Hoffnung, einen Versteck zu finden, an welchem sie unbelästigt sich der Ruhe und dem Schlafe überlassen könnten, gab Hanna neue Kraft und neue Entschlossenheit. Auch ließ die Dunkelheit der schnell hereinbrechenden Nacht sie hoffen, unbehindert ihr Ziel erreichen zu können. Nachdem sie noch einige Straßen ostwärts durchwandert hatten, gelangten sie in die große Sphinxallee, welche nordwärts bis zur Tempelstadt führte. Die Allee selbst, in welche sie nun einbogen, war fast menschenleer, nur von dem zu ihrer linken Hand gelegenen Königspalaste drang noch das Waffengeräusch und der taktmäßige Marsch der denselben umziehenden Kriegerabtheilungen und das Lachen und Jubeln der vor dem Wachthause sitzenden Soldaten zu ihnen herüber. Wir wollen nicht Abijah's Gefühle zu schildern versuchen, die ihn beschleichen mußten, als er sich so nahe dem Schauplatze seiner früheren Thätigkeit befand, als er über den niedrigeren Privathäusern die Zinnen des von seinem

Vater bewohnten Palastes hervorragen sah. Er ging jetzt auf derselben mit großen Quadern gepflasterten Straße, auf welcher er sonst täglich zu seinem Vater geeilt war, auf welcher kaum eine halbe Stunde früher die Sklaven seines Vaters die Sänfte, welche Aseneth bestiegen, nach dem Palaste getragen hatten. Seine Gedanken wendeten sich unwillkürlich den geliebten, nun für immer zerrissenen Verhältnissen zu, und er war nicht im Stande, ein Wort der Liebe oder Theilnahme an Hanna zu richten, welche gleichfalls schweigend auf seinen Arm gestützt dahinschritt.

Endlich nach ungefähr dreiviertel Stunden erreichten sie den am Ende der Sphinxallee liegenden Reichstempel, an welchem sie sich, um den wachsamen Priestern zu entgehen, vorsichtig entlang schlichen und so bald zu dem zweiten noch im Bau begriffenen Tempelgebäude gelangten. Wie Abijah gehofft hatte, fanden sie hier anscheinend Alles öde und still; und während sich Hanna von neuer Müdigkeit übermannt, auf einem der großen kubischen Steine niederließ, welche auf dem Boden

umherlagen und in den Bau eingefügt zu werden bestimmt waren, trat Abijah in das schon vollendete hohe Portal ein, um das Innere zu untersuchen und eine geeignete, vor Ueberraschung sichere Ruhestätte auszuwählen. Hanna erwartete mit ängstlicher Sorge seine Rückkunft, — er kam nicht und kam nicht.

Plötzlich sah sie vor sich von der Stadt her mehrere Lichter auftauchen. Wohin sollte sie fliehen? Sie war mit der Gegend völlig unbekannt, und wenn sie Abijah nicht wieder fand, so war sie verloren. Ihre einzige Rettung erkannte sie darin, dem Geliebten in den Tempel zu folgen und am Eingange desselben hinter einer Säule verborgen, seine Rückkehr abzuwarten. Als sie sich aber dem Portale näherte, hinter welchem Abijah verschwunden war, hörte sie aus dem Innern zornige Stimmen hervorschallen. Erschreckt eilte sie zurück in der Hoffnung, sich hinter einem der größeren Bausteine kauernd verstecken zu können. Aber schon waren die Lichter und die Männer, welche sie trugen, näher herbeigekommen; Hanna war von ihnen gesehen worden.

Es war eine kleine Abtheilung der nächtlichen Schaarwache, welcher vier Sklaven den Weg mit Laternen beleuchteten, welche sie auf hohen Stöcken trugen. Bald war Hanna gefunden und umringt.

„Wer bist Du und was suchst Du hier zur Nachtzeit?“ fragte der Anführer barsch.

Hanna zitterte und vermochte nicht zu antworten.

„Wo ist Deine Wohnung?“ fuhr der Fragende fort. „Wir werden Dich bis dorthin begleiten und dann ja sehen und erfahren, wer Du bist und was Du treibst.“

„Ich erwarte hier meinen Begleiter,“ erwiederte endlich Hanna, „welcher mich sicher geleiten wird.“

„Ei, ei! Deinen Begleiter?“ fuhr der Anführer fort. „Und wo ist Dein Begleiter? Auf diesem öden Bauplatze ist nach Sonnenuntergang, wenn die Bauleute von ihrer Arbeit nach Hause entlassen sind, kein Aufenthalt für Schuldlose mehr. Nur Verbrecher, die das Tageslicht scheuen, mögen hier weilen. Auch höre ich an Deiner Aussprache, daß Du keine Eingeborene bist. Du bist ohne Zweifel

eine entlaufene Sklavin; hebe den Schleier, daß ich Dein Angesicht sehe!"

Hanna hielt in der größten Furcht unter dem Kinn ihren Schleier fest; aber ihr Widerstand verdächtigte sie noch mehr und reizte den jungen Krieger. Rasch riß er ihr gewaltsam die schützende Hülle vom Kopfe, und der Schein der Laternen beleuchtete ihr liebliches, die höchste Seelenangst verrathendes Gesicht.

„Ha!" rief Jener, „Du bist schön wie eine Göttin. Schnell, folge uns!"

„Und wohin soll ich euch folgen?" fragte mit Thränen in den Augen Hanna, welche einsah, daß sie der Uebermacht weichen und sich in ihr Schicksal fügen müsse.

„Wärest Du minder schön," antwortete der Krieger, indem er sie bei der Hand ergriff und mit sich fortzog, „so würdest Du entweder Deinem Herrn zurückgeliefert, oder als Sklavin verkauft oder in die Steinbrüche und Bergwerke geschickt werden. Aber beruhige Dich! Du kannst stolz sein auf die Zukunft, welche Dir bevorsteht. Deine

Schönheit und Deine Jugend sichern Dir ein besseres Loos!"

„Ein besseres Loos? Und wo?"

„Wo anders, mein zitterndes Täubchen, als im Harem des Königs?"

Der königliche Harem, der Aufenthaltsort aller dem Hofe angehörenden Weiber, welcher die Wohnungen der Königin Mutter, der königlichen Frauen und Nebenfrauen sowie der ganzen höchst zahlreichen weiblichen Dienerschaft und außerdem eine große Menge von Prunk-, Gesellschafts- und Empfangszimmern enthielt, war ein großes, mehrere Stock hohes selbstständiges Gebäude, welches sich an den Königspalast anlehnte und mit der Wohnung des Königs durch eine kurze Gallerie verbunden war, durch welche Letzterem zu jeder Zeit der Zutritt ermöglicht wurde. Diese zahlreiche weibliche Bewohnerschaft bildete in ihrer Gesammtheit gewissermaßen einen kleinen Staat im Staate; an ihrer Spitze stand als Gebieterin die Mutter des Königs, eine alte ehr-

würdige Matrone, welche eines dem des Königs gleichen Ansehens genoß und hier unumschränkt regierte. Sie war die letzte weibliche Anverwandte der Ramessidenfamilie, da der regierende König, ihr Sohn, seine königlichen Gemahlinnen und seine beiden Kinder vor sich in den Amenthes hatte hinabsteigen sehen. Der höchsten Gunst dieser Königsmutter erfreute sich, obgleich sie von niederer Herkunft war, die schüchterne, unschuldige und unverdorbene Pita, die Gesellschafterin des Königs, welche wir schon früher in dessen Nähe kennen gelernt haben. Wie diese sich durch Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit im hohen Grade die Achtung des Königs erworben hatte, so hatte sie durch dieselben Tugenden und durch ihre unschuldsvolle Jugend das Herz der königlichen Mutter gewonnen.

Das schönste und kostbarste Gemach in diesem Haremsgebäude, in welches wir den Leser einführen wollen, war das Besuchszimmer, da die alten Aegypter es liebten, bei den Besuchen, welche sie empfingen und gegenseitig einander abstatteten, die höchste Pracht und den größten Luxus zur Schau zu tragen.

Ueber den alabasternen Fußboden waren die kostbarsten buntgewirkten Teppiche gebreitet, die schönsten und kunstvollsten Malereien zierten Decke und Wände; das Hausgeräth: Tische, Stühle, Polster, Sessel und Ruhekissen zeugten von dem unermeßlichen Reichthume, welchen die Könige auf die Ausschmückung dieses Heiligthums verwendet hatten. Endlich waren auch Tische und an den Wänden angebrachte altarförmige Gestelle mit Prunkgefäßen aller Art, mit Vasen, Schüsseln, Gläsern, Krügen und Bechern von Gold, Silber, Elfenbein und buntem Glase angefüllt.

Es ist Abend und unzählige Lampen erhellen das Gemach und beleuchten die eben geschilderten Kostbarkeiten. Es scheint großer Gesellschaftstag zu sein; außer der Königin, Berta und Pita und anderen Frauen nebst der dazu gehörigen Dienerschaft, erblickt man auch mehrere fremde vornehme Damen, welche zum Besuche gekommen sind. Es haben sich verschiedene in eifrige Gespräche vertiefte Gruppen gebildet; in der Mitte tanzt eine liebliche Sklavin, ihre Tanzbewegungen werden von der

Harfenmusik und dem Gesange anderer seitwärts stehender Sklavinnen begleitet. Auch an leiblichen Genüssen fehlt es nicht; einladende Früchte, süßduftende Blumen und goldene Becher voll funkelnden Weins werden umhergereicht.

Etwas seitwärts thront auf hohem, kostbarem, reichgeschmücktem Lehnsessel die Königin Mutter; neben ihr sitzt auf einem etwas niedrigeren Stuhle Aseneth; zu den Füßen Beider endlich hockt Pita auf einem weichen Polster. Die bisher lebhafte Unterhaltung dieser Drei stockt einige Augenblicke; die wichtigsten Tagesneuigkeiten sind erschöpft, Aseneth hat ihr kummervolles Herz vor der hohen, würdigen Frau ausgeschüttet, und diese hat fromme Worte des Trostes zu ihr geredet. Die Königin nimmt nach kurzem Schweigen das Gespräch wieder auf.

„Die Erzählung Deines Unglückes,“ sagte sie, ihre Hand freundlich auf die Schulter der Trauernden legend, „enthält manches Geheimnißvolle, mir Unerklärliche. Der Hauptmann war, wie ich weiß, bei seinen Untergebenen beliebt; wer sollte ihm also

ein Leid zugefügt haben? Oder wie hätte ihn ein wildes Thier zerreißen können, ohne daß Andere es gesehen und ihm beizustehen versucht hätten? Läßt sich ein Kriegshauptmann, zumal in jenen Bergwerken, wo er so viele Sklaven überwachen und vor denselben auf seiner Hut sein muß, nicht stets von Einigen seiner Leute begleiten? Uebrigens ist jenes Bergwerk seit Kurzem der Schauplatz unerklärlicher Wunderdinge. Auch eine Sklavin ist, wie ich höre, spurlos verschwunden. Die Arme wird aus Furcht vor dem Stocke des Aufsehers entlaufen sein und rettungslos in der öden Wüste umkommen und verhungern."

„Und warum, hohe königliche Frau," sagte Aseneth, „sollte sie entlaufen sein? Kann sie nicht die Beute desselben wilden Thieres geworden sein, welches auch meinen Geliebten zerrissen hat?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Jene. „Ein wildes Thier wagt sich nicht so weit mitten unter das Menschengewühl. Aber was kümmert uns das Loos einer Sklavin! Auf, Pita! Singe uns eins Deiner

schönen Lieder, welches uns erheitern und die trüben Gedanken der Trauernden verscheuchen kann!“

Auf einen Wink der Königin endete der Tanz und verstummte die Musik in der Mitte des hohen Saales. Eine Sklavin trat herbei und überreichte der sich erhebenden und ehrerbietig vor der Königin verneigenden Pita ein schönes guitarrenartiges Instrument. Diese nahm dasselbe in den Arm, griff mit ihren zarten und zierlichen Fingern in die Saiten und entlockte denselben ein kurzes Vorspiel, während dessen sie nachsann, welches Lied sie aus der großen Anzahl ihrer Gesänge auswählen solle. Dann begann sie:

„Eine Lotosblüthe prangt
Ueber dunklen Wasserfluthen
Und sie freut sich ihres Schmuckes.
Dürstet sie, so taucht sie unter
In des Stromes kühle Wogen
Und erhebt sich neu erfrischt.

Durch die Fluthen kommt gezogen
Reichgeschmückt des Königs Barke
Von den Rudern fortgetrieben,
Und der König ruht im Schatten

Seines Baldachins gemächlich
Auf dem buntgewirkten Pfühle.

Arme Lotosblüthe! Wehe!
Dich erblickt des Königs Auge,
Und er eilt, dich schnell zu pflücken.
Statt des Lebens dich zu freuen,
Mußt du fern von deinen Lieben
An des Königs Herz verblühen!“

Beim Schlusse des Gesanges trat plötzlich der König ein, welcher hinter dem Thürvorhange noch die letzte Strophe des ihm wohlbekannten Liedes mit angehört hatte. Er kam allein, nur von einem kleinen Mohrensklaven geführt und sich auf die Schulter desselben stützend. Es war die Stunde, in welcher die Gesetze der von den Priestern geregelten Hofetiquette es dem Könige gestatteten, sich den Staatsgeschäften und allem lästigen Ceremoniel zu entziehen und vor dem Schlafengehen eine Stunde unter den Frauen zuzubringen.

„Brav, Pita, brav!“ rief der König. „Ich weiß, Du hast das Lied selbst gedichtet, und wie es scheint, bist Du selbst die Lotosblüthe, welche an dem Herzen des grausamen Königs zu verblühen

sich einbildet. Wann wird endlich meine schöne Pita aufhören, über ihr glänzendes Loos zu trauern und sich nach ihrer armseligen und dürftigen Hütte zurückzusehnen?“

Schon bei den ersten Worten, welche das Erscheinen des allmächtigen Gebieters verkündeten, hatte sich Alles ehrfurchtsvoll erhoben. Nur die Königin Mutter hätte, da sie als ehemalige Königsgemahlin und Mutter des jetzigen Königs doppelter königlicher Ehre genoß, es wagen dürfen, beim Eintritte ihres Sohnes ihren Platz zu behalten. Aber auch sie erhob sich und winkte ihre Dienerinnen herbei, um sich in ihre besonderen Gemächer zurückzuziehen. Zwischen Mutter und Sohn schien keine große und innige Liebe zu herrschen, aber dennoch trat der König näher, um sie mit ehrfurchtsvoller Verbeugung zu begrüßen.

Nach einigen althergebrachten Redensarten gewöhnlicher Höflichkeit hielt der König schnell die eine Hand an die Stirn, wie um sich auf Etwas zu besinnen, was ihm augenblicklich nicht einfallen wollte. „Was war es doch,“ sagte er halblaut, aber

für die Königin vollständig vernehmbar, „was ich Dir, meine verehrte königliche Mutter, ganz besonders an's Herz zu legen beabsichtigte? Ich hatte es noch soeben beim Eintreten im Gedanken.“ Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Richtig, das war es! Ich habe seit einer Stunde eine neue schöne junge Sklavin, eine Ostländerin. Die Arme steht traurig und weinend in der Vorhalle. Ich weiß, meine königliche Mutter liebt, beschützt und tröstet gern die unschuldige Jugend. Ich unterlasse deshalb nicht, diese neue Dienerin ihrem Hofstaate zuzugesellen und ihrer besonderen Obhut zu empfehlen. Sie ist würdig, o Königin, in Deine nächste Begleitung aufgenommen zu werden!“

Die Königin dankte mit einem gnädigen Kopfnicken und entfernte sich langsam, von ihren Dienerinnen gefolgt. Auch die Damen, welche zum Besuche gekommen waren und nicht zum königlichen Harem gehörten, brachen auf, schweigend und mit ehrfurchtsvollem Gruße am Könige vorüberschreitend. Eine der Letzten derselben war Aseneth. Wir lassen die Königin in ihre Gemächer, die Damen

nach ihren Häusern zurückkehren, wir wollen auch nicht den König in der Gesellschaft mit seinen Frauen und Sklavinnen stören, — wir folgen Aseneth, da der sonderbarste Zufall sie in der nächsten Minute mit Hanna — mit der Verlobten ihres Geliebten zusammenführte.

Aseneth trat in Begleitung ihrer nubischen Sklavin, welche ihr bis in das Gesellschaftszimmer gefolgt war, hinaus in die Vorhalle, in welcher ihre übrige Dienerschaft sie erwartete. Sie war, wie eben gesagt worden, Eine der Letzten, welche den Harem verließen. Es war daher in der im Verhältniß zu drinnen spärlich erleuchteten Vorhalle schon ziemlich leer geworden; die harrende Dienerschaft stand seitwärts der hohen Ausgangspforte, vor welcher sich die Haremswächter befanden. Die stolze, geräumige Säulenhalle barg außerdem nur noch ein lebendes Wesen, ein junges liebliches Mädchen, welches fast ohnmächtig an einer der Säulen auf den kalten marmornen Fußboden nieder-

gesunken war. Es war — Hanna. Der Schleier war ihr vom Kopfe gerissen, und die schönen schwarzen Haare hingen verwildert und in Unordnung um das Haupt.

Als Aseneth hier vorüberging, vernahm sie ein leises Schluchzen. Betroffen blieb sie stehen und schaute um sich. Da erblickte sie seitwärts knieend und die Stirn an die kalte Säule lehnend die unglückliche Hanna; und mitleidig näher tretend, beugte sie sich freundlich zu ihr nieder, legte die Hand auf ihre Schulter und fragte mit herzgewinnendem Tone: „Was fehlt Dir, Unglückliche?“

Hanna, durch die Berührung und durch den Laut einer weiblichen Stimme aus ihrem dumpfen Brüten aufgeweckt, blickte empor und erhob sich so schnell, als es ihr ihre Schwäche gestattete. Sie schaute in Aseneth's sanftes Auge und schien, nachdem sie von rauhen Männern ergriffen und hierher geschleppt worden war, zu dem ersten weiblichen Wesen, das sich ihr freundlich und tröstend nahte, Vertrauen zu fassen. Da sie sich kaum auf den Füßen erhalten konnte, so fiel sie der großen, schönen

Aseneth fast krampfhaft um den Hals und lehnte ihr Haupt an die Schulter derselben.

„Bist Du, edle Frau, die Königin," sagte sie flehend, „o, so gieb mir die Freiheit, gieb mir das Leben wieder. Mit meinem Bruder eilte ich in die Heimath; ach, man hat mich von meinem Begleiter losgerissen, und wenn ich ihn nicht wiederfinde, so werde ich vertrocknen und schnell verblühen wie die einsame, vom Wasser verlassene Lotosblüthe am Rande der Wüste!"

„Klage nicht!" tröstete Aseneth. „Ermanne Dich! Wirst Du auch den Bruder nicht wiedersehen, so wirst Du doch hier nicht verdorren und verblühen; hier, wo Dir Ueberfluß und Zerstreuung winken, wo Du bald heitere und fröhliche Freundinnen finden wirst. Wäre ich Königin, wie gern wollte ich Dich zu Deinem Bruder zurückführen. Aber ich bin nicht so mächtig; ich bin nur eine trauernde Unglückliche, wie Du, unglücklicher als Du; denn ich verlor durch den Tod den Gemahl und bald darauf den geliebten Bruder meines verstorbenen Gemahls. Dein Bruder, den Du ver-

loren, lebt, — mein Schwager ist todt.“ Und wie ja stets das Weib gern seinen Kummer Anderen mittheilt und in dem Mitgefühl des Zuhörers Trost findet, so fuhr Aseneth mit Thränen in ihren Augen fort: „Und weißt Du, wer mein Schwager war? Er war der schönste Krieger des Landes, der Sohn des Ahmes; sein Dienst führte ihn in die Steinbrüche östlich von Syene; ich habe ihn nicht wiedergesehen, ein wildes Thier hat ihn zerrissen, die starre Sandwüste ist sein Todtenbett geworden!“

Bei den letzten Worten fühlte Aseneth Hanna heftig an ihrem Halse erzittern. Hanna, obgleich sie in ihrer körperlichen Schwäche nur mit halbem Ohre zugehört hatte, hatte dennoch den Namen ihres Geliebten vernommen und sie hatte begriffen, daß eine Verwandte desselben, welche mit Thränen seinen Tod betrauerte, neben ihr stand. Das Mitleid, welches sie mit ihrer Leidensgefährtin empfand, ließ sie ihre bisher beobachtete Klugheit und Vorsicht vergessen. Wozu war auch, so dachte sie, noch Schweigen nöthig? Abijah war ja doch für immer für sie verloren, und hier konnte sie durch Ent-

hüllung der Wahrheit einer Unglücklichen Trost spenden und sich vielleicht deren Herz gewinnen.

Hastig zog daher Hanna die schöne Aegypterin einige Schritte seitwärts, stellte sich auf die Zehen, zog den Hals derselben näher an sich und flüsterte ihr schnell in das Ohr: „Vergiß Deinen Schmerz, edle Aegypterin! Der Hauptmann lebt!“

„Der Hauptmann lebt?!“ wiederholte erstaunt und ungläubig Aseneth, indem sie sich mit Gewalt von der Fremden losmachte und entsetzt einen Schritt zurückwich. Sie glaubte es mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben.

Hanna erschrak über den wilden, scheuen Blick, welchen ihr Aseneth zuwarf. „Ja, er lebt!“ rief sie laut, indem sie sich vor ihr niederwarf und ihre Kniee umfaßte. „O! Wie hat er mich so innig geliebt! Sieh, ich bin nur eine Sklavin, eine arme Israelitin, und für mich wollte er sein Leben opfern, Vaterland, Alles dahingeben; mich wollte er in die Heimath zurückführen, — bis wir grausam getrennt wurden!“

„Das ist nicht wahr, nicht möglich!“ fiel ihr

Aseneth schnell in die Rede, indem sie sich hoch aufrichtete und stolz wie eine Königin der armen Sklavin gegenüberstand. „Ich habe sein Wort; und wenn er lebte, er wäre längst zu mir zurückgeeilt, um seine Aseneth zu trösten in ihrem Kummer!“

Vor Hanna's Augen wurde es dunkel. Das verhängnißvolle „Ich habe sein Wort!“ tönte wie ein Todesurtheil vor ihren Ohren. Und hatte denn nicht auch sie sein Wort? Wer war denn hier die Betrogene? „O, daß er doch käme, um selbst zu entscheiden!“ sprach es in ihrem Innern, und der schönen Vergangenheit gedenkend fuhr sie fort: „Keine habe ich je so geliebt, wie Dich, Hanna! Alles wollte ich hingeben für Deine Liebe! Sagte er nicht so? Und sein Mund konnte nicht lügen. Er hielt ja Wort. Er gab Alles hin und würde auch ferner Alles für mich hingeben, wenn er mich aufzufinden vermöchte.“

Aseneth beobachtete lange die schöne Israelitin. Auch sie mußte dieselbe schön finden; aber noch regte sich in ihr keine Eifersucht. Es war ja eine Fremde, eine Sklavin; sie konnte des Hauptmanns

Geliebte sein und bleiben, aber nie konnte sie seine Gemahlin werden. Die stolze Aegypterin trat wieder näher und ergriff ihre Hand. „Wenn er lebt,“ sagte sie streng und mit ernstem Blick, „so kehrt er zurück in das Haus seiner Väter und wird mein Gemahl. Das gebieten ihm die Ehre und die Sitte des Landes. Hat er aber Wohlgefallen an Dir gefunden, will er Dein Beschützer und Dein Herr sein, so mag er Dich als Sklavin in unser Haus einführen; ich werde ja sehen, ob Du eine treue Dienerin bist.“

„Und gestatten denn eure Gesetze den Männern mehrere Frauen zu lieben, oder die Eine zu heirathen und die Andere zu lieben?“ entgegnete Hanna. „Werden Dich als seine Gemahlin nicht Haß, Neid und Eifersucht zerfleischen, wenn Du siehst, wie er mich allein aufsucht, wie sein Auge nur auf mir allein mit Liebe ruht? „In Deinen Augen ruht mein ganzes Glück!“ flüsterte er mir in den Tagen des höchsten Glückes zu. Hat er Dir dasselbe gesagt, dann hat er auch keine von uns Beiden geliebt, dann hat er uns Beide betrogen; ....

dann wird die arme Hanna gern weichen. Nimm ihn hin; werdet glücklich! — Was kümmert ihn dann das gebrochene Herz einer verachteten und betrogenen Tochter Israels!“

Hanna bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Aseneth bestürmten die widerstreitendsten Gefühle; ihr angeborener Stolz kämpfte in ihr mit dem Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen, in dessen Herzen sie zum ersten Male eine höhere, edlere und hochherzigere Liebe entdeckte, als sie selbst, als ihr ganzes Volk bisher gekannt hatte. Sie glaubte zu lieben, weil es einmal die Sitte so erheischte, weil das alte Herkommen ihr diese Ehe und die damit verknüpften Lebensgüter verbürgte, welche sie auch mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht zu vertheidigen bereit war; die schöne Fremde liebte mit einer anderen Liebe, sie wollte Nichts erreichen, sie lebte nur in der Gewißheit, geliebt zu sein, sie wollte nichts Anderes, als nur allein geliebt sein, und sobald sie ahnte, daß sie nicht das ganze Herz des geliebten Mannes ausfüllen könne, vielleicht nie ausgefüllt habe, — entsagte sie.

Es war bei den vornehmeren, reicheren Aegyptern nichts Seltenes, daß der ersten und bevorzugten Gemahlin noch einige Nebenfrauen und begünstigte Sklavinnen an die Seite traten. Das Gesetz erlaubte es, und auch Aseneth würde bei ihrem künftigen Gemahle Aehnliches ohne Widerstreben, ohne das Gefühl des Neides geduldet haben. Von einer innigen Liebe war in solchen Verhältnissen nicht die Rede; die erkaufte Sklavin, welche den Lüsten des Herrn diente, blieb stets kalt und gleichgültig, sie erfüllte ihre Pflicht, ohne je ihr Herz dem Gebieter zuzuwenden. Aber hier fand Aseneth etwas ganz Anderes; hier fand sie eine Sklavin, welche den Hauptmann leidenschaftlich liebte, welche ihn vielleicht mehr liebte, als sie selbst; — und die Eifersucht brach zum ersten Male aus dem Winkel des Herzens hervor, in welchem sie bei jedem liebenden Weibe schlummert, bis sie durch besondere Umstände geweckt wird. Ihr Geliebter, den sie schon als ihren Gemahl betrachtete, hatte eine Fremde nicht nur in einer schwachen Stunde an sein Herz gedrückt, nein, er hatte ihr versichert, sie allein zu

lieben, er hatte vielleicht, das ahnte sie, der Sklavin dasselbe versprochen, als ihr selbst; — sie war betrogen.

Von dem Augenblicke an, wo ihre Gedanken bis zu diesem Punkte gelangt waren, haßte sie Hanna; ja, sie wollte sich auch bemühen, den Hauptmann zu hassen. Schnell und ohne ein Wort des Grußes oder des Abschiedes zog sie die Hand aus der ihrigen, winkte ihren Dienerinnen, eilte nach ihrer draußen wartenden Sänfte und ließ die unglückliche Hanna mit ihrem Schmerz und mit ihrem Jammer in der Vorhalle zurück.

Auch hier zeigte sich der verschiedene Nationalcharakter der Heidin und der Israelitin. Hanna war noch immer auf ihren Knien liegen geblieben, auf welche sie vor der ehrfurchtgebietenden Gestalt der Aegypterin niedergesunken war; jetzt erhob sie ihr von Thränen befeuchtetes Antlitz zum Himmel und fand Trost und Beruhigung in frommem Gebete; Aseneth dagegen hatte keine Thränen, sie bewahrte ihrer Dienerschaft gegenüber ihre Ruhe und erzwungene Gleichgültigkeit; als sie aber ihr Gemach er-

reicht hatte und mit ihrer treuen nubischen Sklavin allein war, da stürzte sie sich verzweiflungsvoll auf ein Ruhebett, barg ihr von kaltem Schweiße bedecktes Gesicht in den schwellenden Kissen und konnte keine anderen Worte hervorbringen, als: „Verrathen, verrathen!“

Der Hauptmann hatte in einer Stunde zwei Herzen verloren. Verloren? Nein! Denn das Weib liebt auch noch den treulosen Geliebten.

Aber zwei Herzen waren gebrochen. —

Siebentes Kapitel.

Die Bauleute.

Abijah war, wie sich der Leser erinnern wird, in das hohe Portal des Chonstempels eingetreten, um für sich und Hanna einen Schlupfwinkel zu suchen. Dieses Portal, pylonartig gebaut, glich einem nach oben allmählich schmäler werdenden Thurme; die Breite der oberen Zinne war etwa um ein Fünftel kleiner als die der Grundfläche. Abijah durchschritt das Thor; aber je weiter er vordrang, um so mehr nahm die Dunkelheit zu, und er sah sich genöthigt, blindlings an der steinernen Wand fortzutasten. So fand er plötzlich rechts eine neue Thür und Stufen, welche, wie es schien, in unterirdische Säle und Gemächer hinabführten. Nach

kurzer Ueberlegung wendete auch er sich rechts und stieg in die Tiefe nieder.

Etwa auf der zehnten Stufe fühlte er sich unerwartet rechts und links von zwei kräftigen Armen gepackt; sein erster Gedanke war, sein Schwert zu ziehen und sich mit demselben kämpfend den Rückzug zu decken; aber er sah sich an beiden Armen festgehalten und vermochte nicht sich loszureißen. Zugleich tönte schauerlich und wie von Geistermunde ausgesprochen das ihm schon bekannte Wort Hiē an sein Ohr. Er wußte keine Antwort zu geben. Da sprach ein anderer Mund zu seiner anderen Seite das dunkle Wort Poh (d. i. Vernichtung) aus. Abijah glaubte, daß man ihm mit seiner eignen Vernichtung drohen wolle, und antwortete nur durch neue Kraftanstrengungen und fortgesetzte Versuche, sich den Armen seiner beiden Angreifer zu entwinden.

„Ha! Ein Fremder, ein Uneingeweihter!“ sagte jetzt Einer zum Andern. „Laß uns ihn festhalten, damit er uns nicht vor der Zeit verrathe und die Männer des Gesetzes herbeiführe!“ Da inzwischen

auch Abijah Worte fand und laut und mit fester Stimme verlangte, daß man ihn frei und zurückkehren lassen solle, worauf Jene zornig antworteten und ihn einen Spion und Verräther nannten, so trat noch ein Vierter, welcher bisher geschwiegen, hinzu, band Abijah eine breite Binde über die Augen, setzte ihm einen Dolch auf die Brust, ergriff, nachdem Jene ihn losgelassen, seine rechte Hand und sprach dumpf und feierlich: „Folge mir!“

Abijah folgte; denn er sah ein, daß der geringste Widerstand hier die größte Thorheit sein mußte. Unsichtbare Hände streckten sich ihm ja von allen Seiten entgegen, und wenn er auch drei oder vier von seinen Angreifern niedergestoßen haben würde, so mußte er dennoch befürchten, sogleich neue Arme sich gegen ihn bewaffnen zu sehen. So folgte er seinem Führer halb gezwungen, halb aus Neugier. Vielleicht konnte er hier endlich eine Aufklärung alles des Geheimnißvollen finden, was ihm schon mehrmals, seitdem er die Steinbrüche verlassen hatte, dunkel und unerklärlich entgegengetreten war.

Sie stiegen noch etwa zwanzig Stufen weiter hinab und gelangten an eine festverschlossene Thür. Der Führer nahm den Dolch von Abijah's Brust, steckte ihn in den Gürtel und zog aus ebendemselben einen großen Hammer hervor, mit welchem er einen kräftigen Schlag gegen den einen Thürflügel führte. Sogleich öffnete sich das Thor; Abijah hörte, wie ein Mann aus demselben hervortrat und mit seinem Führer flüsternd ein kurzes Gespräch hielt. Dann war Alles wieder still, die Thür wurde wieder geschlossen und es verging eine kurze Zeit peinlicher Erwartung. Endlich nach Verlauf von fünf Minuten erscholl von drinnen der Ruf: „Tretet ein!“

Sie traten ein.

Noch immer waren die Augen des in einen Israeliten verwandelten ehemaligen Hauptmanns verbunden. Er bemerkte nicht, daß er in ein kleines durch Lampen erhelltes Vorgemach geführt wurde, in welchem etwa zehn Personen schweigend versammelt saßen. Die meisten derselben schienen der Zunft der Bauleute und Maurer anzugehören, sie trugen

wenigstens das Handwerkszeug derselben, Hammer, Winkelmaß, Zirkel und Maurerkelle theils in den Händen, theils im Gürtel. Nur Einer, welcher auf einem höheren Sessel saß, so daß er Alles überblicken und zugleich auch von allen Anwesenden gesehen werden konnte, zeichnete sich vor den Uebrigen aus durch eine Maske, welche seine Gesichtszüge verbarg, und durch ein breites zweischneidiges Schwert, dessen Spitze den Boden berührte und auf welches er sich mit der rechten Hand stützte.

Vor diesen Letzteren wurde Abijah mit verbundenen Augen geführt. Ringsum herrschte tiefe Stille, so daß er sich mit seinem Führer allein glauben konnte. Niemand wagte zu reden oder auch nur tief und vernehmbar Athem zu holen.

Endlich ließ der Maskirte ernst und feierlich folgende Frage vernehmen: „Was hat Dich angetrieben, in dieses Heiligthum einzudringen und Dich unsren Geheimnissen zu nahen?“

„Der Zufall,“ antwortete Abijah, „hat mich hierher geführt. Wie Du an meiner Kleidung sehen kannst, bin ich ein Fremder. Ich wollte nur diese

eine Nacht in Theben bleiben und trat in den Tempel ein, um hier einige Stunden zu ruhen und zu schlafen."

„Deine Rede klingt nicht unwahrscheinlich," erwiederte Jener. „Aber dennoch werden wir Dich, nachdem Du Dich bei uns eingedrängt hast, hier zurückhalten müssen, bis die Zeit erfüllt ist. Du könntest leicht zu unsrem Verräther werden. Tausende von Männern umgeben Dich; Dein Leben ist in unsrer Gewalt. Aber es soll Dir erhalten bleiben, es soll Dir in wenigen Tagen die Freiheit wiedergegeben werden, wenn Du uns schwörst bei Ammon, dem höchsten Baumeister der Welt, gegen Niemand ein Wort zu sagen von dem, was du hier gesehen oder gehört, noch überhaupt zu verrathen, daß Du hier von einer Versammlung Kenntniß erhalten. Es bereiten sich große Ereignisse vor, große Pläne werden zur Ausführung kommen; aber selbst wenn das Unternehmen gelingt, darf Niemand ahnen, daß wir daran thätigen Antheil genommen haben. Deshalb, wenn Dir Dein Leben lieb ist, schwöre zu schweigen!"

Abijah erhob die Hand und war im Begriff, die Eidesformel auszusprechen. Da wurde er plötzlich durch seinen Führer unterbrochen, welcher einen Blick auf seine erhobene Hand warf und erstaunt und überrascht ausrief: „Halt! Er trägt das Siegel der Meister am Finger!"

„Wenn das ist," antwortete der Maskirte auf diesen Zuruf, „so kommt uns nicht das Recht zu, ihn zu beargwohnen oder über ihn zu richten. Es bedarf keiner Prüfung, keines Eidschwurs. Gehorsam dem Befehle des obersten unbekannten Meisters wollen wir ihn eintreten lassen in die Versammlung der Verbündeten." Und sich erhebend, an Abijah herantretend und die Hand desselben ergreifend, fuhr er fort: „Meister! Du bist unter Freunden und Brüdern. Wir fragen nicht, wer Du bist und von wannen Du kommst. Dein Ring genügt, um uns zu überzeugen, daß Du Einer der Unsrigen bist. Aber merke Dir unsre Gebräuche und das Losungswort, an welchem wir uns erkennen. Es heißt Hiē-kin, „dies ist der Weg zur Bewegung," und ein anderes lautet Poh-as: „Ver-

nichtung des Alten." Die tiefere Bedeutung dieser Worte wird Dir später erklärt werden."

Mit immer größerem Erstaunen und steigendem Interesse hörte Abijah diese geheimnißvollen Worte. So war es also wahr geworden; der Ring des Schiffers hatte ihm den Weg gebahnt durch Nacht zum Licht, er hatte ihn unter Fremden und Unbekannten Freunde und Brüder finden lassen. Obgleich er sich nach Hanna zurücksehnte, obgleich er auch jetzt noch lebhaft mit dem Gedanken an seine Flucht beschäftigt war, so erkannte er dennoch, daß in der neuen geheimnißvollen Gesellschaft, in welche ihn der Zufall geführt hatte, das geringste Zögern seinerseits ihn im höchsten Grade verdächtigt haben würde. Er mußte vorläufig auf der einmal betretenen Bahn fortwandeln, bis vielleicht ein neuer unerwarteter Zufall sein Entweichen begünstigte.

Der Maskirte selbst ergriff jetzt Abijah's Hand, um ihn weiter zu geleiten. Der bisherige Führer folgte Beiden und löste, als sie einen langen

dunklen Gang durchschritten hatten und zu einer neuen Thür gelangt waren, schnell, in dem Augenblicke, als sich diese auf dreimaliges Klopfen öffnete, die Binde von den Augen des Einzuführenden. Sobald Letzterer eingetreten war, fühlte er seine Hand von der seines Geleitsmannes befreit, das Thor schloß sich hinter ihm und er war sich selbst überlassen. Es währte einige Minuten, bis sich sein Auge an den plötzlich ihn umgebenden Glanz der unzähligen Lichter gewöhnte und bis er im Stande war zu erkennen, was um ihn her vorging.

Er befand sich in einem hohen unterirdischen, auf dicken Säulen ruhenden Saale, welcher ohne Zweifel für künftige religiöse Feierlichkeiten bestimmt war, jetzt aber besonders dadurch einen unheimlichen Eindruck machte, daß seine Wand- und Deckengemälde noch nicht vollendet waren. An der einen Wand waren nur erst mit schwarzer Tinte die rohen Umrisse der Figuren angegeben, welche später mit bunten Farben ausgefüllt werden sollten. Dieses erst begonnene Gemälde glich ganz den ersten Zeichenversuchen eines muthwilligen Knaben, welcher, wie

wir es bisweilen bei uns sehen, an einer weißen Mauer mit Kohle sein Talent zur Karikatur geübt hat. Der Thür gegenüber stand eine hohe mächtige Statue des Ammon-Ra, des Schutzgottes von Theben, des Vaters des Chons, eine sitzende Menschenfigur mit einem Käfer auf dem Kopfe, durch welchen stets in der Hieroglyphik der Schöpfer und die Schöpfung bezeichnet zu werden pflegte. An den beiden Seitenwänden erhoben sich auf mächtigen Fußgestellen zwei Sphinxe mit Widderköpfen, welche sich gleichfalls auf denselben Gott bezogen, da dieser häufig widderköpfig abgebildet wurde, weil er sich einst der Sage nach in ein Widderfell gehüllt dem Herkules gezeigt hatte. Mit allen diesen religiösen Gegenständen aber standen im entschiedensten Widerspruche zahlreiche Waffenhaufen, welche in den Ecken höchst geschickt und kunstreich aufgethürmt waren. Bogen und Pfeile, Lanzen und Speere, Schwerter und Dolche waren hier in solcher Masse zusammengetragen, daß augenblicklich eine kleine Armee damit hätte ausgerüstet werden können. Im Saale selbst bewegte sich ein buntes Gemisch der

mannichfaltigsten Gestalten. Waren zwar die Mehrzahl der Versammelten Bauleute, so sah man unter denselben doch auch viele Mitglieder anderer Kasten und Stände, selbst Bewaffnete und sogar Vermummte, welche zu wünschen schienen, nicht erkannt zu werden. Alle diese wanderten theils zu je zwei oder zu drei umher, bald hier bald dort stehen bleibend und andere Freunde begrüßend und anredend, theils standen sie eifrig sprechend und gestikulirend in Gruppen beisammen.

In dem großen Gewirr von Stimmen konnte Abijah bestimmte und deutliche Worte oder Sätze nicht unterscheiden; aber so viel glaubte er aus dem Ganzen zu erkennen, daß hier nur ein Sinn, eine vollständige Uebereinstimmung der Gesinnungen, der Pläne und Absichten herrschte. Er blieb staunend und in seinen Mantel eingehüllt an der Thür, durch welche er eingetreten war, stehen; er wagte nicht sich unter das Gewühl zu mischen, noch viel weniger eine der ihm gänzlich unbekannten Personen anzureden, da er noch immer nicht die eigentlichen Absichten und Zwecke der Verbrüderung kannte

und nicht wußte, wie er sich in dieser geheimnißvollen Umgebung benehmen solle. Aber bald sollte er in seinem stummen Beobachten gestört und aus seinem Schweigen herausgerissen werden.

Es näherte sich ihm eine lange schmächtige Gestalt, welche mit einer weißen leinenen Tunika bekleidet, es vortrefflich verstanden hatte, ihr Gesicht durch ein Kopftuch so zu verhüllen, daß nur ein blitzendes Auge aus demselben hervorsah. Dieses Auge hatte Abijah bemerkt und betrachtete denselben neugierig von oben bis unten. Dann trat der Vermummte plötzlich auf denselben zu und flüsterte ihm das erste Losungswort zu. Abijah antwortete durch das zweite. Beide reichten und drückten sich die Hand.

„Sei willkommen, Fremdling und Bundesgenosse!“ sagte der Vermummte. „Bringst Du Botschaft aus Kanana [25])? Ist sie uns günstig?“

Der Hauptmann mußte die einmal angenommene Rolle eines Israeliten beibehalten und durchführen. Er antwortete daher auf gut Glück: „Ich kenne nicht den Inhalt der geschriebenen und ver-

siegelten Botschaft, welche ich mit mir gebracht habe. Sie ist bereits den rechten Händen von mir überliefert worden."

„Gut, mein Freund!" erwiederte Jener. „Wir werden bald den Inhalt derselben erfahren. Es lebe der oberste, unbekannte Baumeister! Ich meine, der Sturm wird in nicht gar langer Zeit losbrechen."

„Auch ich glaube es," versetzte Abijah, um wenigstens etwas zu antworten. „Als ich heut kurz vor Sonnenuntergang durch das Hafenquartier ging, bemerkte ich daselbst eine ungewöhnliche Bewegung, Rührigkeit und Aufregung. Alle Schiffer waren am Lande und kein Einziger schien sein Fahrzeug vom Ufer stoßen und eine Fahrt unternehmen zu wollen."

„Es freut mich durch Dich zu hören," sagte der Andre, „daß man auch dort wachsam und in jeder Minute zur That bereit ist. Aber schweige noch von dem, was Du dort gesehen! Nicht Jedermann hier braucht es zu erfahren. Die Maßregeln unsres obersten Meisters müssen noch ein Geheimniß für nur Wenige bleiben." Mit diesen Worten ent-

fernte er sich, um sich unter eine nahestehende Gruppe zu mischen.

Plötzlich verstummte das dumpfe Gewirr der zahllosen Stimmen. Die Umherwandelnden blieben stehen, die Gruppen schwiegen und lösten sich auf; Alle wendeten ihr Gesicht nach der an der östlichen Seite aufgestellten Gottesstatue. Von dort nämlich hatte sich der helle, durchdringende Klang eines kräftigen mit einem Hammer auf das steinerne Piedestal geführten Schlages vernehmen lassen. Auch Abijah wendete sich nach Osten und erblickte dort auf dem hohen und breiten Fußgestell der Bildsäule zwei Personen, welche mit ruhigem Blick die Versammlung überschauten und ernst und schweigend die bald eintretende völlige Ruhe und Stille erwarteten. Der Eine derselben war der oberste Altmeister der Maurerzunft, ein kleiner, durch sein hohes Alter gebeugter, aber geistig noch ungeschwächter und noch rüstiger Greis. Seine Stimme, welche er bald darauf vernehmen ließ, war kräftig und wohltönend und verlor nur leider an Deutlichkeit dadurch, daß er im Laufe der Zeit nach und nach

die obere Zahnreihe eingebüßt hatte. Er trug eine einfache kurze weiße Tunika; in der rechten Hand hielt er einen mächtigen Doppelhammer. An einer künstlich gearbeiteten Perlenschnur hingen an seinem Halse die Insignien seiner Kunst, klein von Gold dem Handwerkszeuge der Bauleute nachgebildet; ein Winkelmaß, ein Steinbohrer, ein Zirkel, ein Richtloth. Die zweite neben ihm stehende Gestalt war ein hoher kräftiger Mann, bekleidet und verhüllt wie der, welcher kurz zuvor Abijah angeredet hatte, und mit einem langen zweischneidigen Schwerte umgürtet.

Sobald alle Anwesenden in bester Ordnung sich mehr nach der östlichen Seite hingedrängt hatten und völlige Ruhe eingetreten war, sagte der Altmeister den Hammer erhebend mit lauter und fester Stimme: „Wir wollen beten!“

Alle ohne Ausnahme erhoben die Hände, dem starren, regungslosen Antlitze der hohen Bildsäule entgegen. Dann sprach Jener einen an Ammon-Ra gerichteten Lobgesang [26]), welcher Allen bekannt war und gewöhnlich an den hohen Festtagen im

Tempel von dem Chor der Tausende von Anbetenden nach einer bestimmten Melodie abgesungen zu werden pflegte. Dieses Loblied sprach der Altmeister allein und die Uebrigen hörten schweigend zu; ohne Zweifel aus Besorgniß, daß der Gesang von tausend Kehlen aus der tiefen Halle laut und vernehmlich empordringen und Uneingeweihte herbeiführen könnte. Das Gebet lautete:

„Preis dem leuchtenden Schöpfer der Welt,
„Dem Fürsten der Götter, der Alles erhält.
„Preis dem leuchtenden Fürsten der Zeit,
„Welcher des Erdkreises Fülle uns beut.
„Preis dir, der himmlischen Götter Regent,
„Schmückend mit Sternen das Firmament!
„Preis dir, Barmherziger, Himmelslicht!
„Ohne dich glänzten die Sterne nicht.
„Preis dir, himmelsentsprossener Held!
„Vater der Götter im Sternenzelt!
„Preis dir, Urheber ewiger Pracht,
„Der du zerbrichst der Tyrannen Macht!
„Preis dir! Dich lieben die Götter all;
„Menschen gehorchen dir ohne Zahl.

„Preis ihm, welcher die Welt überschaut,
„Die er dem Menschen zur Wohnung erbaut!
„Preis ihm! Immer, wie sonst so jetzt
„Züchtigt er, wer sich ihm widersetzt.
„Preis dir! Du bist der Lüge Feind,
„Lieb ist dir nur, wer es redlich meint.
„Preis ihm, welcher Segen verheißt
„Dem nur, der opfert, lobt und preist."

„Ich habe euch, meine Brüder," fuhr der Altmeister nach Beendigung des Gebetes fort, „heut zu einer besonderen Versammlung berufen, weil ein höherer Meister zu euch reden, euch mit neuer Hoffnung erfüllen, euch zur Entschlossenheit auffordern, zur Einigkeit ermahnen und auf das große Werk, welches wir zu vollenden hoffen, vorbereiten will. Lauscht aufmerksam seinen Worten; es sind die Worte eines Weisen!"

Nachdem ein dumpfes Gemurmel der Freude und der Erwartung durch die Versammlung gegangen war und sich auf einen Wink des Altmeisters eben so schnell wieder gelegt hatte, begann der

neben Jenem stehende Vermummte mit lauter und kräftiger Stimme:

„Bauleute von Theben! Ihr habt einen hohen, einen ehrwürdigen Beruf, welcher eure Kunst zu allen Zeiten hoch über alle anderen Künste der Welt erhoben hat. Ihr baut der Gottheit ihren Tempel, dem heiligen mit der Gottheit verkehrenden Priester eine Wohnung, den Wissenschaften des Thoth eine Stätte des Friedens. Auch dieses Gebäude, welches ihr jetzt aufrichtet, soll diesem erhabenen Zwecke dienen; der große Gott Chons wird in ihm weilen und die Gebete und Wünsche seiner Bekenner erhören, die Opfer und Danklieder derselben entgegennehmen; eine weise Priesterschaft wird in ihm wohnen, mit der Gottheit in innigster Gemeinschaft leben und die Orakel derselben dem Volke verkündigen; das Bibliotheksgebäude wird mit den heiligen Schriften des Thoth angefüllt werden und eine Pflanzschule sein der Weisheit und Wissenschaft. — Aber es giebt noch einen höheren erhabneren Tempel, nicht von zerbrechlichen und vergänglichen Steinen errichtet; einen Tempel, an

welchem seit Jahrtausenden alle Völker und alle Menschen, alle Kasten und alle Stände bauen; — das ist der Tempel der Glückseligkeit und der Vervollkommnung."

„In diesem unsichtbaren Tempel der Vervollkommnung haben eure Vorfahren seit tausend Jahren gewohnt. Ihr waret ein rohes, ungebildetes Volk; nackt und unbekleidet gingt ihr einher, das Wasser des Nil war euer einziges Getränk, die natürlichen Früchte der Erde und die Fische des Flusses waren eure einzige Speise; ihr kanntet weder die Segnungen des Ackerbaues, des Weinbaues und der Viehzucht, noch schützten euch Gesetze und Obrigkeit vor Gewaltthaten und Beleidigungen eurer nächsten Nachbarn. Da kamen von Süden her die Priester der Vervollkommnung. Wie wart ihr in wenigen Jahrhunderten verändert! Die ewigen Götter wurden verehrt, die Felder wurden bebaut, Thiere gehütet, geschlachtet, geopfert und verzehrt, die Felle derselben zu Kleidern verarbeitet, der Weinstock wurde gepflegt und die Traube gekeltert, Künste und Wissenschaften wurden euch bekannt;

segensreiche Gesetze schützten den Bürger, weise Priester unterrichteten, gerechte Könige überwachten ihn."

„So brachte jedes Jahrhundert neue Entdeckungen, neue Erfindungen, bessere und vollkommnere Gesetze und Staatseinrichtungen. Das heilige Land des Ptah wurde das ehrwürdige Vorbild, nach welchem alle Völker der Welt sich bildeten. Ueberwiegende Cultur und Waffengewalt erweiterten die Grenzen des Reiches, und die Segnungen, deren wir selbst theilhaftig waren, wurden von unsren Vorfahren wohlwollend weithin ausgebreitet und bis an den Indus und Ganges, bis an den Don und die Donau getragen. Endlich kam ein Gipfelpunkt der Blüthe und Macht, der Glückseligkeit und Vollkommenheit, die Zeit des Königs der Könige, Ramses Miamun; eine Zeit, von deren Größe uns noch heute Tausende von Tempeln, Obelisken und Statuen, Tausende von Wandgemälden und Inschriften erzählen. — Und wohin ist diese Größe? Noch lebt und regiert ein Nachkomme jenes großen Königs, ein Baustein aus dem Tempel der Ra-

messidenfamilie. Aber dem Licht ist die Finsterniß, der Macht die Schwäche, der Gesetzlichkeit die Ungerechtigkeit, der Thatkraft die Ohnmacht gefolgt. Trauert mit mir, meine Freunde, um den zerfallenen Tempel unsres Glückes! Bauet nicht allein an dem Tempel des Ehons, sondern auch an dem neuen Tempel der Veredlung, welcher auf den Trümmern des alten errichtet werden muß!"

„Denn wenn ein Tempel Jahrtausende hindurch den Stürmen der Zeit widerstanden hat, wenn endlich seine Grundpfeiler erschüttert sind, wenn seine Säulen zu wanken beginnen, dann sucht der weise Baumeister seinem gänzlichen Sturze zuvorzukommen; er reißt die Mauern und Hallen nieder, sammelt das noch brauchbare Material und sucht aus dem Stoffe des alten zerfallenen Gebäudes ein neues dauerhaftes Bauwerk zu errichten, — ebenso wie der Phönix, wenn er die Schwäche seines Alters merkt, sich selbst den Scheiterhaufen errichtet und mit neuem und glänzendem Gefieder verjüngt aus seiner Asche ersteht."

„Dieser weise Baumeister, welcher euch leiten

und vorangehen will im Niederreißen des alten und im Errichten des neuen Tempels, ist gefunden. Es ist der unbekannte Baumeister, welcher durch meinen Mund den Weg gezeigt hat, auf welchem ihr zum Ziele gelangen werdet. Er hat euch zwei Worte zugerufen: Hiē-kin „der Weg zur Bewegung“ und Poh-as „Vernichtung des Alten!“

„Hiē-kin! Ja, die Bewegung ist die Grundursache aller Erscheinungen in der sichtbaren Welt. Bewegung und Veränderung herrschen ringsum. Unaufhaltsam fließt der heilige Strom dem Meere zu, eine Welle wird von der andern verdrängt. Die Sonne geht täglich in beständiger Bewegung von Osten nach Westen; eine Stunde folgt der andern, ein Tag dem andern, immer eine neue Jahreszeit der vorhergehenden; Jahre reihen sich auf wie die Glieder einer Perlenkette; keins gleicht vollkommen dem andern. Bewegung, Bewegung überall! In verschiedenen Bahnen und mit verschiedener Umlaufszeit bewegen sich die Planeten und bestimmen Glück und Unglück der unter ihren Schutz gestellten Menschenkinder. So auch ist es mit dem menschlichen Leben, so mit

der Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes; ein Ereigniß drängt das andre, eine große That folgt der andern; und gesegnet ist für alle Zeiten der Held, welcher mit kräftiger Hand eingreift in das ewig rollende Rad der Zeit und seine Bewegung sich unterthan macht und zu seinem und der Menschheit Heil zu benutzen versteht. Deshalb verspricht auch der oberste Meister, euch den hiē-kin, den Weg der Bewegung zu zeigen und euch die Mittel zu nennen und zu verschaffen, welche im Stande sind, euch die Bewegung der gegenwärtigen Stunde dienstbar zu machen."

„Und Poh-as, Vernichtung des Alten, ist das zweite Losungswort. Wo etwas Neues entstehen soll, muß das alte ihm entgegen oder im Wege Stehende vernichtet und zu Grunde gerichtet werden. Und wenn sich das Alte auf die Gewalt der Waffen stützt, so muß es mit Waffengewalt bekämpft und überwunden werden. Blickt um euch! Waffen aller Art, zum Angriffe wie zur Vertheidigung geeignet, umgeben euch. Seid bereit, sie zu ergreifen und euren Meistern muthig in den Tod zu folgen, wenn

euch das Signal gegeben wird, daß es an der Zeit sei, an die Stelle des Alten das Neue zu setzen. Seid festen Muthes! Ihr steht nicht allein; mit euch zugleich erheben sich alle Stände alle Städte des Landes; ja selbst die Nachbarn ringsum sind euch befreundet und werden euch zur Hülfe eilen, wenn es gilt, die Tyrannei zu stürzen und der Freiheit einen Altar, einen Tempel zu errichten."

„Endlich, meine Freunde, laßt mich euch zur Eintracht, zum gemeinsamen Handeln, zum strengsten Gehorsam gegen den unsichtbaren Meister ermahnen! Ihr kennt die Sage, welche erzählt, ein alter König habe euren Hang zu Neuerungen und Staatsumwälzungen gefürchtet und habe deshalb eure Stärke und Eintracht zu schwächen und zu untergraben getrachtet. In dieser Absicht habe er jeder Stadt und jedem Nomos besondere Götter und besondere heilige Thiere zur Verehrung angewiesen; in der Hoffnung, daß, wenn diese Thiere selbst sich gegenseitig anfeindeten und jede Stadt ihre heiligen und unverletzlichen Thiere schützen müßte, auch ihr selbst fast unbewußt in die Kämpfe der Thiere

mit hineingezogen werden würdet, und es so zu keinem einmüthigen Handeln des ganzen Volkes kommen könnte. Sei diese Fabel wahr, oder erfunden — auch die Gefahr der Eifersucht, Zwietracht und Uneinigkeit hat der Obermeister von euch abgewendet. Mögt ihr Osiris oder Isis, Horus oder Thoth, Anubis oder Nephthys, den Sperber oder das Krokodil anbeten, ihr verehrt alle insgesammt durch das ganze Land als den höchsten und gemeinsamen Gott, den Vater der Götter, Ammon-Ra, den Baumeister der Welten, dessen Namen alle Meister in ganz Aegypten in ihrem Siegel am Finger tragen. Es giebt, sobald es gemeinsames Handeln gilt, für Alle nur eine Gottheit, welche zum Siege führt, welche die Ungerechtigkeit züchtigen, die Unterdrückten wieder aufrichten wird. Das ist der Gott des Landes, der Sonnengott, das Licht, Ammon-Ra! Die Finsterniß soll fallen, und das Licht siegend über die Dunkelheit triumphiren!"

„Noch einmal, seid stark und einig, folgt euren Führern und betet zu ihm, dem Hochleuchtenden, um das Gelingen des großen Kampfes!"

Der Redner schwieg und es läßt sich denken, daß seine Rede, welche ihn deutlich als einen wissenschaftlich gebildeten Priester verrieth, auf die Zuhörer einen tiefen und mächtigen Eindruck machen mußte. Lautlose Stille herrschte ringsum; jeder war noch erfüllt und begeistert von dem, was er soeben gehört hatte. Der Altmeister der Maurerzunft wollte gerade die Hand erheben und vielleicht zu dem eben Gesagten auch noch seinerseits einige Worte der Ermahnung hinzufügen und dann die Versammlung nach Hause entlassen; da wurde er plötzlich durch einen lauten Lärm von draußen unterbrochen und drei mächtige Hammerschläge, welche das Thor in seinen Angeln erzittern machten, tönten durch den hohen Tempelsaal.

Der Altmeister antwortete durch drei ähnliche Schläge, welche er mit seinem Hammer auf das steinerne Fußgestell der Bildsäule führte. Dann rief er mit lauter Stimme: „Wer ist da?“

Aber statt einer bescheidenen Antwort, welche er erwartete, öffnete sich das Thor, und die Bauleute,

welche in der Vorhalle versammelt gewesen waren, nebst einigen Anderen drangen in wilder Hast hinein. Es war keine Zeit mehr, althergebrachte mysteriöse Ceremonien zu beobachten. Der Maskirte, welcher Abijah in der Vorhalle geprüft und ihn dann selbst bis an die Pforten des Tempels geleitet hatte, rief sein Schwert schwingend und die Maske weit von sich schleudernd, in die staunende und erstarrte Versammlung hinein: „Auf, Brüder! Zu den Waffen! Das Signal ertönt, der unbekannte Meister ruft!“

Zugleich eilte er in eine Ecke des Saales und ergriff eine hohe Standarte, auf deren Spitze sich ein goldener Hammer und ein Winkelmaß befanden. Alles griff nach den bereit liegenden Waffen, Alles schaarte sich um das Feldzeichen der Bauleute, und in wenigen Minuten war die Versammlung friedlicher Arbeiter verwandelt in eine schwer bewaffnete Legion, welche zum Kampfe auszurücken im Begriff stand. Die Leidenschaften und die Kampfgier der bisher friedlichen Männer waren im höchsten Grade aufgeregt; sie wären in diesem Au-

genblicke Jedem gefolgt, welcher sie zum Streite anzuführen sich bereit erklärt hätte. Selbst der ehrwürdige Altmeister hatte sich mit einem gewaltigen Schwerte umgürtet; und der Vermummte, welcher vor Kurzem die längere Anrede gehalten hatte, warf das Kopftuch bei Seite, welches sein Gesicht verhüllt hatte, stellte sich an die Spitze der ganzen Schaar und rief laut: „Nieder mit Ramses! Unser Blut und unser Leben für Siamun Pethor!“

Jeder erkannte in diesem Anführer einen heiligen Schreiber des Thebanischen Priestercollegiums. Die Anwesenheit und der Zuruf eines so angesehenen und allgemein verehrten Mannes trug nur dazu bei, ihren Muth und ihre Siegesgewißheit noch mehr zu erhöhen. Der Name Siamun Pethor ertönte heute zum ersten Male als Losungswort und Schlachtruf in dieser Versammlung; aber wer hätte ihn nicht freudig begrüßen wollen? War das allmächtige Priesterthum für die Empörung, wer konnte wider sie sein?

„Nieder mit Ramses! Unser Blut und unser

Leben für Siamun Pethor!“ tönte von mehr als tausend Zungen, während durch die offen stehenden Thore von draußen das Toben des sich zusammenschaarenden Volkes und das mit der Trompete in drei verabredeten Absätzen gegebene Lärmzeichen in den Tempelsaal hinunterdrang.

Der Anführer warf noch einen Blick zurück auf die Kämpfer, welche sich hinter ihm in Ordnung aufgestellt hatten. Als er sah, daß alle gut bewaffnet waren, daß alle nach Kampf und Blut dürsteten, lächelte er befriedigt und rief ihnen mit lauter Stimme ein gebieterisches „Vorwärts!“ zu.

So rückten sie aus.

Und Abijah?

Auch er befand sich unter den Streitern; auch er hatte sein Schwert gezogen, er ging mitten unter der Schaar der kampfbereiten Empörer. Er glaubte jetzt die Stunde gekommen, entweder zu entweichen, seine geliebte Hanna wiederzufinden und einen neuen Entschluß zu fassen, oder sich verzweifelnd

dem ersten Speere, sei es eines Feindes, sei es eines Freundes, entgegenzustürzen und — unerkannt in dem allgemeinen Blutbade den Tod zu finden.

Achtes Kapitel.

Das Volk steht auf, Der Sturm bricht los!

Mehrere Stunden waren seit Aseneth's Rückkehr in das Haus ihres Schwiegervaters vergangen; immer noch lag sie in halb knieender Stellung vornübergebeugt auf dem Ruhebett und hatte ihr Gesicht in die weichen Kissen gedrückt; immer noch stand schweigend und regungslos, ihrer Befehle gewärtig in einiger Entfernung die treue nubische Sklavin.

Plötzlich trat schnell und hastig der alte Ahmes in vollständiger Waffenrüstung in das Gemach. Sein schwerer Tritt und das Klirren seiner Waffen schreckte das unglückliche Weib auf. Es erhob sich

und starrte überrascht und über den nächtlichen Besuch verwundert in das ernste Antlitz des Oberbefehlshabers, welchen es längst zur Ruhe gegangen glaubte.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, liebes Kind!“ sagte der Greis, indem er zärtlich die Hand auf Aseneth's Schulter legte. Und als Jene nicht antwortete, vielmehr nur von noch größerem Staunen über des Alten Benehmen und Worte ergriffen wurde, fuhr er fort: „Hörst Du nicht den Lärm und Tumult auf den Straßen? Das Unglaubliche ist wahr geworden. Das Volk erhebt sich in Massen gegen den König, gegen den letzten Sprößling der ruhmreichen Ramessidenfamilie. Hörst Du den Ruf der Frevler, welcher selbst bis hierher empordringt? Nieder mit Ramses! Aber es giebt noch einen Ahmes, der den Aufrührern entgegendonnern wird: Nieder mit Jedem, welcher eine Hand gegen seinen König erhebt! Ich gehe in den Kampf, vielleicht um dort meinen Tod zu finden. Ich fürchte ihn nicht; nachdem ich Alles, selbst meinen letzten Sohn verloren, zittre ich nicht vor dem Verluste des Lebens.

Du bist die letzte Verwandte, welche mir geblieben. Nimm diese Papyrusrolle, sie ist von glaubwürdigen Zeugen unterschrieben; sie sichert Dir, wenn ich falle, den Besitz aller meiner Güter. Sterbe ich, so reich Deine Hand einem edelen Krieger! Mein Haus stirbt aus, aber mein Name darf nicht aussterben. Dein erster Sohn soll nach mir, dem Großvater, Ahmes heißen. Leb' wohl!"

Er drückte einen Kuß auf Aseneth's Stirn und wollte sich schnell entfernen, um sie nicht die Thräne der Rührung sehen zu lassen, welche er vergebens zurückzudrängen suchte. Aber sie umklammerte ihn krampfhaft, und das Schriftstück, welches sie von ihm erhalten hatte, entglitt ihren Händen und fiel zu Boden.

„So weißt Du nicht, Vater," rief sie mit schluchzender Stimme, „was geschehen ist? Dein Sohn ist nicht todt; er lebt, er lebt!"

„Bist Du wahnsinnig?" fragte der alte Ahmes erschreckt. „Haben Angst und Furcht Dir die Besinnung geraubt? Sammle Dich, mein Kind, komm zu Dir! Wenn er lebte, würde er nicht bei mir sein,

nicht an meiner Seite mit in den Kampf ziehen? Du hast vielleicht geträumt, ihn im Traume erblickt, und das süße Traumbild hält noch Deine Sinne umfangen. Doch jetzt laß mich, die Zeit eilt und die Pflicht ruft mich hinaus!“

„Nein, nein! Ich habe nicht geträumt,“ rief Aseneth schmerzlich aus, indem alle ihre Leiden der letzten Stunden von Neuem klar und lebendig vor ihrer Erinnerung auftauchten. „Nein, er lebt; aber freilich für uns vielleicht ist er todt. Geflohen ist er mit einer schönen Sklavin, die ich selbst gesehen, mit welcher ich selbst gesprochen habe; betrogen und verrathen hat er mich und meine treue Liebe um einer verhaßten Ausländerin willen!“ Und indem sie den alten Ahmes losließ, fuhr sie mit Zorn und Verachtung im Blicke fort: „Geh, unglücklicher Vater, suche Deinen entarteten Sohn! Da er nicht an Dein Herz zurückgekehrt ist, so findest Du ihn vielleicht unter den Empörern, welche den Königspalast stürmen und den Herrscher zu ermorden, seinen Harem zu plündern trachten. Dort ist ja auch seine schöne Geliebte! Während Dein tapferer Arm

den König beschützt, erhebt Dein Sohn vielleicht sein Schwert gegen den König, um demselben das Mädchen zu entreißen, welches seine Sinne verwirrt hat. — Und kannst Du glauben, verehrter Vater meines hinübergegangenen Gemahls, ich wollte und könnte mich mit dem Erbtheil des Verräthers bereichern? Fort damit! Gieb Deine Schätze seiner Buhlerin; ihr gebührt sein Reichthum, nachdem sie sein Herz umstrickt und an sich gerissen."

Und verächtlich stieß Aseneth die vor ihr auf dem Boden liegende Papyrusrolle mit dem Fuße von sich und wendete sich, durch die neue Gemüthsaufregung im höchsten Grade erschöpft, ihrem Ruhebette zu. Der alte Oberbefehlshaber wußte nicht, was er von alle dem denken sollte. Er mußte seine Schwiegertochter für krank halten und gern würde er sich ihr wieder genähert und sie zu beruhigen, zur Besinnung zurückzubringen versucht haben. Aber schon erschien in der Thür ein ihm untergebener Hauptmann, welcher ihm mit wenigen Worten die immer mehr wachsende Gefahr schilderte und ihm vorstellte, daß seine persönliche Anwesenheit auf

dem Platze am Königspalaste und im Schlosse selbst unumgänglich nothwendig sei. So riß ihn die Pflicht von der Seite der geliebten Asenath und er hatte nur noch Zeit, der Sklavin zu winken und ihr den Befehl zu ertheilen, bei ihrer Herrin zu wachen und sie bis zu seiner Rückkunft nicht eine Minute zu verlassen.

Dann eilte er mit dem anderen Krieger schnell aus dem Gemache.

Während der Stunde, welche der König in den Frauengemächern zubrachte, hatten andere in der Vorhalle ab- und zugehende Haremsdienerinnen die noch immer auf ihren Knien liegende und betende Hanna gefunden, sie aufgerichtet, ihre aufgelösten Haare von Neuem geordnet und sie in das schon früher geschilderte Prunkgemach eingeführt. Hier stand die Israelitin staunend an der Thür; ihr Auge überflog die vielen ihr unbekannten Kostbarkeiten, aber ihr Herz hatte keinen Theil daran, es gedachte seines geliebten Abijah. Hätte sie ihn nur

noch einmal sehen und sprechen, ihn fragen und aus seinen Augen lesen können, welche Ansprüche die vornehme ägyptische Dame, welche sie vor Kurzem so stolz verlassen hatte, auf sein Herz und seine Liebe machen dürfe. Aber wo konnte sie ihn finden? Was war aus ihm geworden?

Der König, nachdem er mit Berta gekos't und gescherzt und sich an den Talenten seiner übrigen Favoritinnen ergötzt hatte, erhob sich von dem Divan, auf welchem er gesessen, um sich in seinen Palast zurückzuziehen und sich zur Ruhe zu begeben. Als sein müdes Auge noch einmal und zum letzten Male den Kreis seiner Frauen und Sklavinnen überflog, haftete es auf der unglücklichen Hanna, und betroffen über die seltene Schönheit seiner neuen Dienerin, welche er vorher nur flüchtig betrachtet hatte, ließ er sie vor sich führen, legte vertraulich seine Hand auf ihre Schulter, faßte ihr mit der andern unter das Kinn, um ihr schamhaft gesenktes Haupt zu erheben und fragte theilnehmend: „Noch immer so traurig, mein liebes Kind? Fasse Muth! Als einer Dienerin und Begleiterin meiner

königlichen Mutter wird es Dir wohl gehen; die schönsten Gewänder und die kostbarsten Schmucksachen werden Dein eigen sein. Aber da die Königin, wie ich sehe, Dich noch nicht mit sich in ihre Gemächer genommen hat, so folge mir! Du sollst mir Deine Lebensschicksale erzählen, welche Dir noch immer Thränen entlocken; sie werden mich unterhalten und einschläfern."

Was hätte Widerstand geholfen? Hanna folgte, sich in ihr Schicksal fügend, dem schwachen, sich auf seinen kleinen Mohrensklaven stützenden Könige. Draußen wartende Wächter, Lampenträger und Leibtrabanten schlossen sich ihnen an, und so bewegte sich der Zug über steinerne Treppen, durch Säulenhallen und lange dunkle Gänge in den königlichen Palast und in das Schlafzimmer des allmächtigen Gebieters.

Die Dienerschaft, die Wachen und Trabanten, sowie ein Hauptmann der Leibwache blieben im Vorzimmer; nur der König, Hanna und der kleine Mohrensklave traten ein. Der König, ermüdet und erschöpft und doch zugleich auch aufgeregt von den

schwelgerischen Genüssen des Tages warf sich auf sein Ruhebett; der kleine Sklave, schon an diesen Dienst gewöhnt, trug eiligst einen Polstersessel herbei, welchen er neben jenem aufstellte und auf welchen sich niederzulassen, der König Hanna aufforderte; er selbst warf sich dann gleichfalls ermüdet auf einen niedrigen Pfühl in der Ecke des Zimmers.

Hanna begann, vom Könige von Neuem dazu aufgefordert, die Erzählung ihrer Lebensgeschichte. Sie verschwieg und verheimlichte Nichts. Lange verweilte sie bei ihrer frühsten Jugend; sie schilderte mit lebendigen Farben die kurze Zeit ihres Glückes, welche sie in ihrer Heimath verlebt hatte, bis sie als vierjähriges Kind mit ihrem Vater zugleich als Kriegsgefangene nach Aegypten geführt und dort an die Südgrenze des Landes in die Steinbrüche und Bergwerke geschickt worden war. Sie erzählte hierauf, wie sie zehn Jahre lang mit ihrem Vater zusammen die beschwerlichsten Zwangsarbeiten verrichtet, für das geringste Versehen die härtesten Strafen erduldet, wie endlich Jehovah ihr auch noch das Theuerste und ihren einzigen Trost, ihren

Vater durch den Tod geraubt hatte. Jetzt stockte sie; sollte und durfte sie ihren großmüthigen Retter nennen, mit dessen Erscheinen im Bergwerke ihr ganzes Geschick eine andere und bessere Gestalt gewonnen hatte?

Der König war ihrer Erzählung mit dem größten Interesse gefolgt. Noch hatte sich kein Schlaf auf seine Augenlider gesenkt, er lauschte den Schilderungen ihm fremder Gegenden und Sitten, sowie ihm unbekannter Leiden und Trübsale mit halbgeschlossenen Augen.

In diesem Augenblicke näherte sich der Schall eiliger Schritte; dumpfes Gemurmel und Waffengeklirr ließen sich immer näher und näher vernehmen. Der König erhob sich zur Hälfte auf seinem Ruhebette und wollte eben zornig fragen, wer es wage, ihn in seiner Ruhe zu stören, als plötzlich hastig ein Kriegshauptmann eintrat und in steifer kriegerischer Haltung vor dem Könige stehen blieb.

Der Krieger, ein Führer einer Abtheilung Schwerbewaffneter, erschien in vollständiger Rüstung. Er trug einen eisernen Helm auf dem Kopfe

und über der kurzen Tunika ein aus dachziegelartig über einander befestigten metallenen Schienen gebildetes Panzerhemd. In seinem Gürtel stak eine gewichtige Streitaxt. Ein breites zweischneidiges Schwert, welches er in der rechten Hand hielt, vollendete seine Bewaffnung.

„Was giebt's?“ fragte der König kurz und barsch.

„Empörung, Majestät! Das Volk wagt es sich gegen Deine Heiligkeit zu erheben. Ja, verzeihe, königlicher Herr, wenn ich die Wahrheit melden muß! Hörst Du nicht das Lärmen und Toben in der Ferne? Man ruft: Nieder mit Ramses!“

Der König erhob sich schweigend, stützte sich mit der Rechten auf Hanna's Schulter und stand mit rollenden Augen, wie ein gereizter Löwe, dem Krieger gegenüber. Lange kam kein Wort über seine Lippen. „Nieder mit Ramses!?“ sagte er endlich, wie ein Wahnsinniger laut auflachend. „Ah, dieser Ramses bin ich! Nicht wahr, er lebt euch zu lange? Aber Ramses lebt und wird leben! O, hätte ich einen Sohn, dem ich jetzt ein Schwert in die

Hand drücken und zu welchem ich sagen könnte: Ziehe hinaus zum Kampfe für Deinen Vater und für Deinen Thron!"

Und wehmüthig legte der König die linke Hand an die Stirn. Eine Thräne trat in sein Auge. Er hatte keinen Sohn, und zum ersten Male aufgerüttelt aus seinem schwelgerischen, nur leiblichen Genüssen gewidmeten Leben, fühlte er in seinem Herzen den schmerzlichen Gedanken aufsteigen, daß mit ihm die mächtige Ramessidenfamilie aussterben müsse.

„Wo ist Ahmes?" fragte er plötzlich.

„Ahmes, der Statthalter," erwiederte der Kriegshauptmann, „ist bereits auf dem Kampfplatze."

„Auf dem Kampfplatze!?" tobte der König. „Kämpft man ohne meinen Willen und ohne meine Erlaubniß? War der Pöbel nicht auf anderem Wege zur Vernunft zu bringen, nicht gütlich zu beruhigen? Der erste Speer in einen Volkshaufen hinein geworfen zerstreut ihn nicht, bringt ihn nicht zum Schweigen! Ein Blutstropfen treibt

Tausende von noch Unschlüssigen zur Empörung! Der blinde Eifer meines Statthalters wird mich vernichten!“

„Verzeih', hoher Herr!“ entgegnete der Hauptmann bescheiden. „Nicht Ahmes, nicht die treue Kriegerkaste, das Volk hat zuerst angegriffen!“

„Das Volk und immer das Volk!“ sprach der König verächtlich. „Wer ist dieses Volk? Was will es? In meinem Lande giebt es nur einen Stamm, der einen Willen haben darf, die alten Eroberer des Reiches, Krieger und Priester! Ich fürchte nicht euer feiges Volk. Man wird es bezwingen.“

„Und doch, o König!“ sagte der Krieger mit dumpfer mahnender Stimme, als wäre er ein der Unterwelt entstiegener Geist; „und doch sagt ein alter Spruch im Buche der Könige[27]): Fürchte das Volk; der Wille des Volkes ist der Wille der Gottheit!“

Der König blickte betroffen auf. Wer wagte es so zu ihm zu sprechen? Aber schnell verdrängte ein Gedanke den andern, und nur mit der Rettung

seines Lebens und seines Thrones beschäftigt, fragte er nach kurzem Bedenken:

„Wie viel bewaffnete, streitbare Krieger sind im Lande?“

„Im Lande, Herr, 500,000; in der Stadt 60,000. Diese 60,000 stehen zu Deinem Schutze seit einer Stunde in der Nähe des Palastes.“

„Gut!“ erwiederte der König. „Aber das Volk, dessen Wille, wie Du sagst, Gottes Wille ist, beträgt im ganzen Lande fünf Millionen, in der Hauptstadt 600,000. Das sind zehn gegen einen. — Nun, wir wollen sehen, was die Gottheit beschließt. Wir wollen den Kampf aufnehmen! Laß Siamun Pethor herbeirufen!“

„Dies wird nicht möglich sein,“ erwiederte zögernd und verlegen der Kriegshauptmann. „Der Priester, Dein allmächtiger Minister, ist nirgends gesehen worden. Ist er in seiner Wohnung jenseits des Flusses, so ist er nicht zu erreichen. Die Schiffer im Hafenquartiere sind in offenem Aufruhr und halten ihren Stadttheil besetzt.“

„So soll man meine eigene Prachtbarke vom Ufer lösen und ihn herüberholen!“ befahl der König.

„Herr! Du hast keine Barke mehr! Das Volk, vielleicht voraussehend, daß Du fliehen könntest, hat Deine Barken an das Land gezogen und verbrannt, ehe wir es verhindern konnten.“

„Auch das!“ rief der König entsetzt. „Dann fort zu Ahmes! Er soll mit allen Kräften kämpfen und das Volk niederschmettern, wo es ihm entgegentritt. Nicht umsonst heißt Theben die Fürstenstadt. In einer Stunde, so ist mein Befehl, soll sie die Stadt des Fürsten sein!“

Der Hauptmann entfernte sich.

Der König ließ sich von Hanna an ein hohes Fenster führen. Der Mond war aufgegangen und warf seinen hellen Schein auf den unten liegenden Kampfplatz. Das Fenster im königlichen Schlafgemach blickte nach Westen. Der König schaute hinaus. Der Mond versilberte die dunklen Wogen des vor ihm liegenden Nilstroms, welcher von einem leichten Winde aufgeregt, gleichsam grollend dahin-

brauste. Vom Palaste führte eine gepflasterte Straße westwärts nach dem Ufer des Flusses; die Straße, welche eben auf dem kürzesten Wege zu den Privatbarken des Herrschers führte, die dieser jetzt nicht mehr sein eigen nennen und zur Flucht benutzen konnte. Auf dieser Straße wüthete der Kampf; denn sie war eine der wichtigsten für den König und deshalb am meisten den Angriffen des Volkes ausgesetzt. In der Nähe des Palastes war sie in den Händen der Krieger; am Flusse war sie von zahlreichen Abtheilungen gutbewaffneten Volkes besetzt, welche vom Strome aus auch noch durch die Barken der Schiffer unterstützt wurden.

Aber nicht nur hier, sondern rings um den Palast auf allen Straßen nach allen Seiten hin wüthete die Schlacht. Der alte Ahmes hatte einen großen strategischen Fehler begangen. Zunächst nur an die Sicherheit seines Herrn und Königs denkend und diesen vor Allem zu schützen trachtend, hatte er die gesammten ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte rings um den Königspalast zusammengezogen, so daß die Krieger auf einem kleinen Raume, auf

welchem sie kaum ihre Macht entwickeln und zur Geltung bringen konnten, von dem von allen Seiten andrängenden und angreifenden Volke ringsum eingeschlossen waren.

Im südlichen Hafenquartiere waren auf das Signal ihres obersten Priesters alle Bewohner des jenseitigen Ufers, der sogenannten Todtenstadt gelandet: Mitglieder aller Priesterklassen, Tempeldiener, Opferschlächter, Einbalsamirer, Führer der Todtenbarken und alle die, welche im Dienste des Cultus und des Leichen- und Begräbnißwesens standen. Mit einem großen Theile der Schiffer und verschiedenen starken Handwerkerabtheilungen vereinigt rückten diese in weit ausgedehnter Schlachtlinie von Süden nach Norden vor, während vom nördlichen Tempel her, die Krieger zurückdrängend, die Bauleute mit anderen verwandten Gewerken, und die Kaufleute, welche sich ihnen angeschlossen, immer drohender vordrangen.

Am heftigsten wüthete der Kampf in der bekannten, schon oft erwähnten Sphinxallee. Jeder Sphinxcoloß war hier ein kleines Bollwerk, hinter

welchem Aufrührer versteckt ihre wohlgezielten Pfeile auf die ihnen gegenüberstehenden Krieger richteten. Waren sie von einer Sphinx vertrieben, so zogen sie sich hinter die nächste zurück, und Hunderte von Kriegern büßten hier ihre treue Anhänglichkeit an den verhaßten König mit dem Leben, ohne dem Volke bedeutende Verluste beibringen zu können. Hier auch war es, wo Siamun, der Oberpriester, plötzlich unter den Kämpfenden auftauchte. Ein Streitwagen kam herangebraust und auf ihm erblickten staunend die Empörer den heiligen Mann, welcher sich in halb priesterlicher, halb kriegerischer Kleidung an ihre Spitze stellte. Er trug einen gewichtigen Helm auf dem Kopfe, eine kurze weiße Tunika und lederne Schnürsohlen. Ein über die Tunika gezogenes Panzerhemd schimmerte hell im Mondenlicht, so oft ein Windzug das Leopardenfell zurückschlug, welches er als Zeichen seiner priesterlichen Würde über die Schultern geworfen hatte. Ein mächtiges Schwert, dessen Griff mit einem Sperberkopfe geziert war, hing an seiner Seite: in der Hand hielt er einen Bogen, während die für

denselben bestimmten Pfeile noch unbenutzt in einem Köcher ruhten, welcher an der Seite des zweirädrigen Wagens befestigt war. Ein Rosselenker, eine hohe, majestätische Gestalt stand neben ihm.

Sobald der Oberpriester erschien, erhob sich ringsum der begeisterte Ruf: „Nieder mit Ramses! Unser Blut und unsre Hoffnung für Siamun Pethor.“ Und dieser Ruf, das Losungswort der Empörer pflanzte sich fort im Kreise der die Krieger umschließenden Volksmassen und gelangte wie ein brausender Gewittersturm auch auf die westliche Seite des Palastes und zu den Ohren des hinablauschenden Königs empor.

„Siamun Pethor!?“ wiederholte düster und in leisem Selbstgespräche der unglückliche König. „Siamun Pethor? Also bist du der falsche Freund, vor welchem mich vor wenigen Tagen der Astrolog und die Sterne warnten? Ja, ja! Die Sterne lügen nicht. Aber ihre Reden sind dunkel; und wir kurzsichtigen Menschen erkennen das Wahre in ihren Aussprüchen, erst wenn sie sich erfüllt haben .....“ „Sieh, liebes Mädchen,“ fuhr er

zu Hanna gewendet fort, „einst verkündeten mir auch die Sterne, ich würde in den Armen einer schönen Ausländerin sterben! Solltest Du diese Ausländerin sein? Jetzt fürchte ich für mein Leben; denn ich habe die Wahrheit erkannt. Was die ewigen Sterne wollen, geschieht!"

Hanna erzitterte so heftig, daß auch der König, dessen einer Arm auf ihrer Schulter ruhte, es bemerken mußte. Was hatte sie nicht Alles in diesen wenigen Tagen erlebt! Ein Schrecken war dem andern gefolgt; und welche furchtbare Scenen standen ihr vielleicht noch bevor, wenn das Volk in dem hitzigen Kampfe Sieger bleiben sollte! Was war aus Abijah geworden? Wie und wo würde sie ihn wiederfinden?

Eine kurze Pause entstand; ein unheimliches Stillschweigen. Beide folgten ihren eigenen Gedanken; keins von Beiden hatte bemerkt, daß in den letzten Minuten nach und nach mehrere treue Diener und Anhänger des Königs langsam und leise eingetreten waren und sich ehrfurchtsvoll hinter demselben aufgestellt hatten.

Plötzlich fuhr Ramses aus seinem Sinnen auf und blickte erschrocken um sich. Eine zarte Hand hatte ihn berührt, eine sanfte Hand hatte sich von hinten schmeichelnd auf seine Schulter gelegt. Es war die erklärte Favoritin, die verführerische Berta, welche der Lärm und das Getöse auf den Gassen von ihrem Lager aufgeschreckt hatten, und welche zitternd und in der größten Angst zu ihrem Herrn geeilt war, weil sie wußte, daß ihre Macht mit der seinigen, ihr Leben mit dem seinigen aufs Engste verknüpft war. Niemand hatte sie zurückzuhalten gewagt; sie war ja die allmächtige Buhlerin des Königs!

Der König wendete sich um und blickte in ein Dutzend ängstlicher und Furcht verrathender Gesichter. Dieser neue Anblick entriß ihn schnell wieder seinen früheren Träumen, und nur halb seitwärts gewendet, ohne Berta eines Blickes zu würdigen und ohne seine bisherige Stellung zu ändern, fragte er, von Neuem zum Fenster hinausschauend, mit fester Stimme: „Ist der Astrolog in der Nähe?“

Keiner der Anwesenden wußte, an wen diese Frage gerichtet sei. Keine Antwort erfolgte. Aber froh, das lange Schweigen gebrochen und den König endlich zu einer Aeußerung veranlaßt zu sehen, eilten Mehrere hinaus in das Vorzimmer, um den Sternkundigen, welcher stets die Nacht im Palast zubrachte, herbeirufen zu lassen.

Der König schaute unterdessen unverwandt auf den Kampfplatz hinab. Er sah Schwerter und Dolche, Streitäxte und Lanzenspitzen im hellen Mondschein erglänzen; aber er konnte Freund und Feind nicht von einander unterscheiden; nur dunkle Massen wogten vor seinen Augen hin und her, und nur aus dem näher oder entfernter tobenden Kampfe glaubte er das Uebergewicht seiner Gegner oder seiner Anhänger erkennen zu können.

Nach kaum zehn Minuten tritt der herbeigerufene Astrolog ein. Zagend und voll Unruhe steht er an der dem Fenster gegenüberliegenden Thür. Die Rolle, welche er jetzt zu spielen hat, ist ihm von dem Obersten seines Priestercollegiums vorgeschrie-

ben. Wird sie ihm gelingen? Wird er den beabsichtigten Erfolg herbeizuführen vermögen?

„Der Astrolog wartet Deiner Befehle!“ flüsterte Berta dem wieder in Gedanken versunkenen Könige zu.

Noch einmal riß sich der König gewaltsam aus seinem dumpfen Brüten empor. Noch einmal fühlte er sich als den hier allein gebietenden Beherrscher zweier Königreiche. „Führt mich zu einem Sessel!“ sagte er streng und barsch. Von Berta und Hanna geleitet, saß er in wenigen Augenblicken auf demselben Polstersessel neben seinem Ruhebett, auf welchem kurz vorher Hanna ihm ihre Lebensgeschichte erzählt hatte.

Der Astrolog stand, seine Frage erwartend, ihm schweigend und demüthig gegenüber.

„Nun, was sagen die Sterne?“ fragte der König mit durchbohrendem Blicke. „Was rathen sie mir?“

„Verzeihe, königlicher Herr!“ antwortete der Sternkundige, indem er sich tief verneigte und mit den herabhängenden Händen fast den Boden

berührte; „o, verzeihe, wenn ich Dir die Wahrheit verkündigen muß. Der Mond steht über Deinem Haupte und in Quadratur mit Nephthys und Thoth. Er warnt Dich vor treulosen Freunden; er droht Dir einen schmählichen Tod durch die Hand eines Meuchelmörders!“

Ein dumpfes Gemurmel der Ueberraschung, des Schreckens und der Bestürzung ging durch die kleine Schaar treuer Diener, welche sich neugierig herbeigedrängt und in einem Halbkreise hinter dem Seher aufgestellt hatten. Nur der König zeigte eine merkwürdige, früher nie an ihm wahrgenommene Ruhe und Entschlossenheit.

„Und wie kann ich dem entgehen?“ fragte er mit fester Stimme.

„Nur durch die Flucht!“

„Durch die Flucht?“ rief der König entrüstet. „Bewiese meine Flucht nicht gerade meine Furcht vor diesem verachteten Pöbel? Eine Furcht, von der ich weit entfernt bin, so lange der tapfere Ahmes für meine Fahne kämpft!“

„Herr!“ fuhr der Astrolog ruhig fort, „Theben

ist nicht das ganze Aegypten! Aegypten, sagt ein alter Spruch, ist alles Land, welches der Nil bewässert, und Aegypter sind Alle, die von den Katarakten an bis zum Meere sein Wasser trinken. — Haben nicht schon viele ruhmwürdige Könige vor Dir von Unterägypten, von Memphis aus das Land beherrscht? Verlaß diese eine treulose Stadt, und zehn andere werden Dir entgegenjauchzen und Deinen Thron von neuem befestigen!"

So sprach der Seher; aber er verschwieg, was er bereits wußte, daß in derselben Nacht auf ein gegebenes Zeichen an allen Orten im ganzen Lande dieselbe Empörung wüthete, daß ein Blutstrom das ganze Nilthal überfluthete; er verschwieg, daß an anderen Orten das Verhältniß zwischen den zahlreichen Ackerbauern, Arbeitern und Künstlern und den schwachen ihnen gegenüberstehenden Truppenabtheilungen ein der Empörung weit günstigeres war und einen weit schnelleren und entscheidenderen Erfolg zu Gunsten des Oberpriesters verhieß. Theben war allerdings in dieser Nacht gleichbedeutend mit Aegypten. Ein hier erfochtener Sieg

war der Sieg über das ganze Land; eine hier erlittene Niederlage ließ den König das ganze Königreich verlieren.

Aller Augen hafteten in banger Erwartung auf dem Könige, um in seinen Mienen zu lesen, was er beschließen, was er befehlen würde. Lange schwieg derselbe. Zum ersten Male in seinem Leben durch ein ernstes, ihn bedrohendes Ereigniß aus seiner früheren Unthätigkeit und Unentschiedenheit aufgerüttelt, kämpfte er einen heftigen innerlichen Kampf. Der Glaube an die Unfehlbarkeit der Aussprüche der Sterne, der unbedingte Gehorsam gegen den in den Sternen oder in Orakeln ausgesprochenen Willen der Gottheit war bei den Königen Aegyptens in der damaligen und auch noch in der späteren Zeit so groß, daß, wie bekannt ist, die Sage erzählt, der König Sabako habe sich nach fünfzig Jahren freiwillig zurückgezogen, nachdem ihm der Orakelspruch zugegangen, daß er fünfzig Jahre lang und nicht länger Aegypten beherrschen würde. Auch der letzte Ramses war von demselben Aberglauben, wie seine Vorgänger und seine Nachfolger erfüllt; aber seine

Ehrfurcht vor dem Willen der Gottheit und der Gestirne wurde überwogen durch seinen Leichtsinn, durch seine Genuß- und Herrschsucht. Er konnte sich nicht dazu entschließen, ohne Kampf und Widerstand sich der gebietenden Nothwendigkeit zu fügen; er war König und wollte König sein und bleiben, so lange er nur noch die geringste Macht in Händen hatte.

Wenn im Nachbarstaate Aethiopien, von welchem Aegypten in der frühsten Zeit viele seiner staatlichen Einrichtungen und religiösen Ideen erhalten hatte, den Priestern einer ihrer Könige lästig geworden war, so schickten sie, wie die Sage erzählt, an denselben einen Boten mit dem Befehle, daß er sterben solle. Der König wagte in einem solchen Falle nie, sich dem Befehle der Priester oder der Götter zu widersetzen, sondern gab sich selbst den Tod.

Ramses kannte diese Sitte, obgleich sie in Aegypten nicht Eingang gefunden hatte. Er hatte einen gleichen Befehl der Götter nicht zu fürchten; und dennoch klang ihm derselbe in diesem Augen-

blicke vor den Ohren. „Du sollst sterben!“ rief das mahnende Gewissen. Ist es nicht dasselbe, wenn auch mit anderen Worten, was er in den letzten Stunden gehört hat? Die Sterne befehlen: „Fliehe, sonst stirbst Du von Meuchelmörders Hand!“ Das Volk, dessen Wille der Wille der Gottheit ist, ruft: „Nieder mit Ramses!“ Verspritzen nicht Tausende willig ihr Blut, um den Oberpriester der Gottheit auf den Thron zu erheben?

Dies waren die Gedanken des unglücklichen Letzten der Ramessiden. Aber wie der Ertrinkende noch in dem letzten Augenblicke nach einem Strohhalme greift und von demselben Rettung hofft, so hoffte auch der König noch auf unerwartete Hülfe, auf den Sieg seiner Getreuen, und konnte sich zu keinem entscheidenden Schritte entschließen.

Wäre er in dieser Stunde freiwillig zurückgetreten, hätte er sich in der Mitte seiner treuen Kriegerkaste einen Ausweg durch die verblendeten und wüthenden Volksmassen gebahnt und die Hauptstadt verlassen, ... er hätte vielleicht noch sein Leben gerettet. Aber die Sterne hatten es anders be-

stimmt. Er blieb, mit dem festen Entschlusse, den Ausgang des schon immer näher und näher tobenden Kampfes abzuwarten.

Als er diesen Entschluß nach langen innerlichen Kämpfen gefaßt hatte, blickte er auf. Sein Auge durchflog den Kreis der ihn Umstehenden; es waren nur treue und ergebene Diener seines Hofstaates.

„Hier weilt kein Meuchelmörder!“ sagte er langsam und bedächtig. „Ich bleibe! Wir wollen erwarten, was Osiris beschließt, wenn er von Neuem im Osten erscheint. Wollen die Sterne meinen Tod, so wird er mich nicht in dieser Nacht, im Kreise meiner Getreuen, sondern morgen auf dem Kampfplatze ereilen.“ Und indem er fest seinen Blick auf den gleichfalls ängstlich in der Nähe stehenden Obermundschenk richtete, fuhr er eine heitere und sorglose Miene erzwingend fort: „Was zitterst Du, Kalulis[28])? Kommt, Freunde; laßt uns im anstoßenden Festsaale auf weichen Sesseln den Tag erwarten! Und Du, Kalulis, wirst uns fleißig die Becher füllen. Was sagt der Gast-

geber, indem er das silberne Todtenbild den Gästen zeigt? „„Schau auf diesen! Trink und sei fröhlich! Denn morgen kannst Du todt und ihm gleich sein.““ Auch wir können morgen todt sein. Laßt uns trinkend den Beschluß unseres Genius erwarten!“

Des Königs Befehl wurde erfüllt. Man trat in den Festsaal; auch Berta und Hanna mußten in der Nähe des Königs bleiben. Und während unten rings um den Palast die Quadern des Steinpflasters sich vom Blute der Gefallenen rötheten, während auch in vielen anderen Städten des Landes heftige und blutige Kämpfe gegen die dem Könige treue Kriegerkaste ausgefochten wurden, floß im Festsaale des Königs in Strömen das Blut des Mareotischen Weines und verscheuchte die Angst und Sorge der Zechenden.

So verging die Nacht. —

Neuntes Kapitel.

Der Königsmörder.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier den Kampf dieser Nacht und des darauf folgenden Morgens in allen seinen Einzelnheiten ausführlich zu schildern. Theils kennen wir diese Einzelnheiten nicht, theils auch würde uns eine genaue Beschreibung derselben zu weit abführen und von denjenigen Personen entfernen, welchen wir in der bisherigen Erzählung unsere besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Nur einzelne Scenen des Kampfes, der Ausgang desselben und die sich an diesen knüpfenden Folgen können für den Leser von Interesse sein.

Der Kampf wüthete gleichmäßig an allen

Punkten die ganze Nacht hindurch. Noch waren keine Mordwerkzeuge erfunden, mit denen man ganze Reihen der Gegner hätte niederschmettern können. Aber dennoch blieben die treuen Krieger zuletzt entschieden im Nachtheile. Beschränkt auf den kleinen Raum der nächsten den Königspalast umgebenden Plätze, von allen Seiten bedrängt und nicht im Stande, sich zu entfalten und von ihrer Kriegskunst Gebrauch zu machen, kämpften sie ununterbrochen ohne Speise und Trank, ohne Erholung Stunde auf Stunde und mußten endlich ermüden; während die Empörer, Herren der ganzen Stadt und Jenen an Zahl bedeutend überlegen, die Gefallenen stets durch neue Kämpfer ersetzen, die Erschöpften ablösen und sich durch Speise und Trank erquicken und von Neuem kräftigen konnten. Auch war das moralische Uebergewicht entschieden auf der Seite des Volkes. Dieses durch die Priesterschaft und die geheimen Gesellschaften aufgeregt und durch die Hoffnung auf eine bessere Zeit begeistert, kämpfte mit der größten Opferfreudigkeit, mit Wuth und Verzweiflung; es kämpfte, um uns

eines neueren Ausdruckes zu bedienen, für eine Idee; die Kriegerkaste dagegen, welche bald einsah, daß ihr alle Kasten des Volkes, selbst die Priester gegenüberstanden, kämpfte nur aus Gewohnheit und für einen schon halb aufgegebenen, schwachen, ihr selbst verächtlichen König. So konnte voraussichtlich der Ausgang nur einer sein, — der Sieg des Volkes, zumal da dasselbe von Stunde zu Stunde durch neue Zuzüge aus der Umgegend der Stadt verstärkt wurde.

Auch derjenige Stadttheil, in welchem das die übrigen weit überragende Wohngebäude des alten Ahmes lag, war in den Händen des Volkes. Kurz nachdem der Feldherr sein Haus verlassen hatte und zu seinen Truppen nach dem Königspalaste geeilt war, hatte eine wüthende Rotte der rohsten Gesellen diesen Stadttheil überfluthet. Viele waren noch unbewaffnet, aber begierig, gleichfalls am Kampfe Theil zu nehmen, suchten sie tobend und schreiend nach Mordwerkzeugen. Da fiel ihnen des Ahmes Haus in die Augen.

„Stürmt jenen Palast!“ rief Einer aus ihrer

Mitte. „In des Kriegers Hause müssen Waffen zu finden sein.“

Das hohe unter der stattlichen Säulenhalle gelegene Thor dieses Hauses war geschlossen und von innen durch einen starken Querbalken verriegelt. Man klopfte ungestüm an die Pforte. Niemand antwortete, niemand öffnete.

Die Geduld der Klopfenden und laut schreiend Einlaß Begehrenden war bald erschöpft. Man suchte und fand auf einer nahe gelegenen Baustätte einen langen starken Balken, welcher für das Dach eines im Bau begriffenen Hauses bestimmt war. Dieser wurde von mehr als dreißig kräftigen Armen aufgehoben und wie ein Mauerbrecher mit furchtbaren Stößen gegen das Thor gerichtet. Bald brach der Riegel und die beiden Flügelthüren fuhren mit lautem Gekrach auseinander und gegen die beiden steinernen Säulen, zwischen denen das hohe Thor eingefügt war. Durch die so entstandene Oeffnung drang laut tobend die Menge ein.

Die wenigen im Innern zurückgelassenen Wachen, die geringe wehrlose Dienerschaft, die wenigen

Schreiber und Protokollführer, welche sich nicht am Kampfe betheiligt hatten und in dem rechts gelegenen Geschäftszimmer zitternd den Ausgang des Kampfes erwarteten, waren bald über den Haufen geworfen. „Waffen, Waffen!“ brüllten die Wüthenden, indem sie sich drängend und stoßend aus einem Zimmer in das andere eilten.

Plötzlich standen sie starr und staunend, wie an den Boden gefesselt. In dem Augenblicke, als sie in den hohen Waffensaal des Kriegshauptmanns jubelnd und froh, das Gesuchte endlich gefunden zu haben, eindrangen, öffnete sich die gegenüberliegende Thür, und es erschien in derselben stolz und Ehrfurcht gebietend eine hohe weibliche Gestalt. Sie war in ein langes weißes Gewand gehüllt, die schwarzen Locken fielen ungeordnet auf die glänzenden Schultern herab. In der einen Hand trug sie eine silberne Leuchte, deren Schein ihre ganze Gestalt in allen ihren Umrissen sichtbar werden ließ; statt des Gürtels hatte sie an einem kostbaren Wehrgehänge ein mächtiges Schwert ihres Schwiegervaters um die Hüften gebunden. So stand *Asenet h*

— denn sie war es — auf der Schwelle der Thür der Volksmenge gegenüber, ebenfalls starr und regungslos. Sie war, wie man sich denken kann, durch das Lärmen der tobenden Menge, durch den Kampf im Hause selbst aufgeschreckt worden, und ihre ohnehin schon verwirrten Gedanken hatten plötzlich eine ganz andere Richtung genommen. Die treue bei ihr wachende Sklavin hatte sie nicht zurückhalten können.

Es giebt fast kein Volk des Alterthums, welches dem weiblichen Geschlechte eine so große Hochachtung, ja Verehrung zollte, wie das ägyptische. Das edele Weib war ihm ein Abbild der heiligen Göttin Isis, der ehemaligen Königin des Landes, es war die verkörperte Isis selbst; und nicht mit Unrecht erzählen die Alten, die Aegypter hätten ihren Königsgemahlinnen mehr Ehrfurcht erwiesen, als den Königen selbst, und das Weib sei überhaupt in allen Privatverhältnissen die würdige Herrin des Hauses gewesen. War es die Schwäche des Weibes, der man Schonung schuldig zu sein glaubte? War es eine frühe Ahnung des Uebergewichtes, welches in

moralischer und sittlicher Beziehung das Weib vor dem Manne voraus hat? Ehrte man im Weibe vorzüglich die Mutter und Erzieherin der Kinder? Dies zu untersuchen, würde hier zu weit führen. Genug, die Verehrung des Weibes war allgemein, und verflucht wäre die Hand gewesen, welche im alten Aegypten ein wehrloses Weib hinmordete.

Schon aus diesem Grunde stand die Menge ehrfurchtsvoll der hohen, edelen Frau gegenüber. Mit Männern wollten sie kämpfen und es trat ihnen ein Weib entgegen. Aber es war noch etwas Anderes, was sie fesselte, was sie in Verwirrung setzte. Der Mond warf sein mattes Licht durch die hohen Fenster in den großen Saal, und in diesem geisterhaften Lichte erschien ihnen gegenüber in einer von der Leuchte ausströmenden helleren Beleuchtung ein gespenstisches weibliches Wesen, nicht, wie man erwarten sollte, furchtsam, zitternd und um Schonung flehend, sondern stolz und ehrfurchtgebietend wie eine Königin oder eine auf die Erde herabgestiegene richtende und strafende Göttin. Das Auge flog unstät durch die weiten Räume; es war das Auge

des Wahnsinns, welches, so schön es auch einst gewesen sein mag, nicht mehr Liebe zu erwecken, sondern nur noch Furcht und Schrecken einzuflößen im Stande ist.

„Tretet näher!“ sagte die Erscheinung und trat langsam in die Mitte des Gemaches.

Niemand wagte es. Einer drängte zitternd und zagend den Andern vorwärts.

„Ihr wollt Waffen?“ begann Aseneth von Neuem. „Nehmt sie!“

Und als Alle zögerten, von dieser in so seltsamer und unerwarteter Weise gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, trat sie auf den Vordersten der Männer, einen hohen stämmigen Schiffer zu, legte ihren einen Arm vertraulich um seinen Hals, ergriff mit der anderen Hand krampfhaft die seinige und flüsterte ihm leise und mit rollenden Augen wie eine Wahnsinnige zu: „Hörst Du? Eins mußt Du mir versprechen! Schone ein greises Haupt, das Haupt des edelen, alten Ahmes! .... Begegnest Du aber seinem Sohne — Du kennst ihn doch, ihn, den Alle todt glauben und welcher lebt, um

mich zu verrathen; ihn mit seiner kräftigen Gestalt, seinen dunklen stechenden Augen, seiner stolzen kriegerischen Haltung? — wenn Du dem begegnest im Kampfe, vielleicht am Arme eines schönen Mädchens, so wirf Dich ihm entgegen und frage ihn, ob er mich noch liebt, ob er seine Aseneth noch liebt, ob er sich noch seiner heißen Liebesschwüre erinnert! Und wenn er Deine Frage bejaht, o dann führe ihn zu mir; sage ihm, er solle zu mir eilen, in die Arme seiner einsamen, verlassenen, liebenden und jetzt trauernden Geliebten! .... Wenn er aber stockt, wenn er sich beschämt fühlt und schweigt, wenn das böse Gewissen ihn kein Wort sprechen läßt, — ja, wenn er etwa gar eingesteht, er habe die Geliebte seiner Jugend vergessen, — dann nimm dieses Schwert!" (hier nahm das Antlitz der Wahnsinnigen einen furchtbaren Ausdruck an, während sie das große Schlachtschwert von ihrer Seite riß und dem Angeredeten darreichte) „dann nimm dieses Schwert und stoß es ihm in die Brust, ... aber triff gut, damit er nicht zu sehr leidet, ... und sage ihm vorher, ich, Aseneth hätte dich gesendet, ...

gesendet aus Barmherzigkeit, um ihm eine Wohlthat zu erzeigen; denn diese Todeswunde sei nicht so schmerzhaft wie die, welche er lebend mit sich umhertragen müßte in dem quälenden Bewußtsein, seine Aseneth, die Liebe seiner Jugend, die ihm einst Alles war, verrathen zu haben."

So sprach die Wahnsinnige, und Aller Augen waren auf sie gerichtet; jedes Ohr suchte ein Wort von dem zu erhaschen, was sie leise dem Schiffer zuflüsterte. Noch hatte Niemand eine der in den Ecken lehnenden und an den Wänden aufgehängten Waffen ergriffen. Als Aseneth ihren wahnsinnigen Auftrag beendigt hatte, blickte sie auf. „Was steht Ihr noch zögernd?" rief sie laut, als sie die Unschlüssigen sah. „Bewaffnet Euch und kämpft für Eure Sache! Wäre ich ein Mann, ich folgte Euch; denn auch ich habe einen Feind unter denen, die dort unten die Schwerter gegen einander zücken. Und doch bete ich für ihn und für seine Seele, daß Osiris in der Unterwelt ihn gnädig richten möge!.... O, ich bin ein unglückliches Weib! Liebe oder Haß? Ich weiß nicht, welchem Gefühle ich folgen soll."

Und sie verhüllte, nachdem ihr die Leuchte entfallen war, welche vor ihr auf dem Boden hinrollte und schnell erlosch, ihr Antlitz mit einem weißen Schleier, welcher an ihrem Stirnbande befestigt war.

Nach und nach kamen die Männer zu sich; sie griffen nach den Waffen, die ihnen am nächsten waren. Aber nicht lärmend und tobend, wie sie gekommen waren, sondern stumm und schweigend, mit ehrfurchtsvoller Verbeugung verließen sie den Waffensaal. Selbst eine Thräne des Mitleids rann wohl über die Wange des Einen oder des Anderen der jüngeren Empörer.

Und Aseneth?

Neue Gedanken bestürmten sie. Mußte sie nicht dem Manne folgen, dem sie soeben den grausamen Auftrag gegeben, dem sie das Henkeramt über den Geliebten anvertraut hatte? Mußte sie nicht sehen, wie er ihren Auftrag ausführte?

Mit schwankendem Schritte, wie eine Träumende folgte sie langsam dem abziehenden Haufen hinaus auf die Straße, hinaus auf den Kampfplatz.

Der Volkshaufe wuchs und wuchs mit jeder

Minute; er drängte sich dem Königspalaste zu und den dort aufgestellten Kriegerabtheilungen entgegen.

Aseneth wandelte dicht hinter ihnen, blaß und geisterhaft.

Der Kampf beginnt. Ein dichter Hagel von Lanzen und Pfeilen überschüttet die andringenden Volksmassen. Plötzlich schwirrt ein Pfeil durch die Luft, ein heller Schrei ertönt; Aseneth ist getroffen und sinkt in die Knie. Ein Mann stürzt herbei, um sie aufzurichten, den Pfeil aus der tödtlichen Wunde zu ziehen. Stumm und ernst, mit himmlischem Lächeln in ihren Zügen wehrt sie ihn ab.

„Ich sterbe. Lebe wohl, geliebter Ahmes! Im Amenthes, am Throne des Osiris sehen wir uns wieder! Dort will ich Dir verzeihend die Hand reichen.“

So stirbt Aseneth. So bricht das Herz der stolzen Aegypterin; so scheidet das edele Herz von dem Leben auf der Oberwelt, welches ihm doch keine Freude mehr bieten kann. Auf die Unterwelt, auf

den Amenthes und ein dortiges Wiedersehen ist im Verscheiden ihre Hoffnung gerichtet.

Für einen Augenblick siegen die Krieger. Kämpfend und Alles vor sich niedermetzelnd dringen sie vor, weit über den Platz hinaus, auf welchem Aseneth gefallen ist. Bald ist ihr noch warmer zuckender Leib von den Leichnamen hundert anderer Gefallener bedeckt und begraben. — Niemand hat sie wiedergesehen. Mit tausend anderen, edelen und unedelen, frommen und gottlosen, treuen und verrätherischen Seelen stieg ihre Seele in den Amenthes hinab. Osiris hat sie gerichtet.

Endlich kam der Morgen. Blutroth stieg endlich im Osten über der arabischen Gebirgskette die Sonne empor. An den Stufen des Königspalastes stand, von einigen seiner Hauptleute umgeben, der alte Ahmes, von allen Punkten des Kampfplatzes Boten und Berichte empfangend, aus denen er sich ein Bild des ganzen Schlachtfeldes zusammenzu-

stellen suchte. Diese Berichte lauteten keineswegs günstig. Die ganze Nacht hindurch hatten die Krieger gekämpft, sie hatten viele Tapfere verloren und dennoch keinen Fuß breit Land gewonnen. Im Gegentheile. An einzelnen Stellen waren sie entschieden im Nachtheile gewesen und zurückgedrängt worden; die nicht stark besetzten Wachthäuser in der Mitte und an den Thoren der Stadt hatte das Volk mit leichter Mühe erstürmt und besetzt. Selbst das Zeughaus, in welchem die kriegerischen Ramessiden für ihre und für die folgende Zeit zahllose Waffen aller Art aufgehäuft hatten, und auf welches natürlich ein Hauptangriff der Anhänger des Priesters gerichtet gewesen war, war in die Hände der Empörer gefallen. Die Krieger selbst waren auf's Höchste ermüdet und erschöpft und verweigerten zum Theil die Fortsetzung des Kampfes für eine schon fast verloren gegebene Sache. Endlich erfuhr der greise Krieger auch durch einen Gefangenen, daß ein äthiopisches Heer bereits die südliche Landesgrenze überschritten habe und zum Schutze des neuen Priesterkönigs heranrücke.

So standen die Dinge am Morgen des Tages.

Ahmes stand stumm und sinnend. Ein schneller Entschluß mußte hier gefaßt werden, um den König zu retten und aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien. In früherer Zeit hatte in ähnlichen Fällen sich der König mit der gesammten Kriegerkaste nach Aethiopien zurückgezogen und kurz nachher unter günstigeren Verhältnissen von dort aus mit äthiopischer Hülfe das Land wieder erobert. Dieser Weg war für dieses Mal abgeschnitten; der schlaue Priester war dem Zuvorgekommen. Es blieb also kein anderer Ausweg übrig, es war kein anderer Rückzug möglich und denkbar, als nach Norden, nach Mittel- und Unterägypten zu.

Dieser Ueberlegung folgend entwarf der geschickte Feldherr einen neuen Schlachtplan.

Der Kampf, welcher eine Viertelstunde geruht hatte, weil die erschöpften Krieger zu keinem neuen Angriffe übergingen, sondern sich auf die Vertheidigung der von ihnen besetzten Punkte beschränkten, wurde auf Ahmes' Befehl mit verstärkter Kraft auf-

genommen; besonders suchte dieser die Empörer auf der westlichen, südlichen und östlichen Seite zu beschäftigen, um sie mehr von dem nördlichen Stadttheile abzuziehen und sich hier durchschlagen und einen freien Ausweg aus der aufrührerischen Stadt bahnen zu können. Sobald er sah, daß alle seine Befehle glücklich ausgeführt wurden, eilte er selbst in den Palast, um dem Könige seinen Plan mitzutheilen und denselben auf das, was geschehen müsse, vorzubereiten.

Im Norden der Stadt kämpften, wie schon früher erwähnt worden, hauptsächlich die Bauleute; in ihrer Mitte befand sich, ohne bisher Gelegenheit zum Entweichen gefunden zu haben, Abijah. Er war noch unverwundet, da er in den Waffen geübt, und da in damaliger Zeit persönliche Geschicklichkeit im Gefechte noch mehr als heute den Tod abzuwehren im Stande war.

Als der Morgen anbrach, wunderten sich die Kämpfer im nördlichen Stadttheile, von nur so geringen Kriegerabtheilungen angegriffen zu werden. Schon glaubten sie des Sieges gewiß zu sein. Da-

gegen kam ihnen von anderen Theilen des Kampfplatzes, mit denen sie durch Boten eine beständige Verbindung zu unterhalten gewußt hatten, die Meldung zu, daß der Kampf dort von der Kriegerkaste auf's Energischste wieder aufgenommen worden sei. Je weniger sie nun selbst augenblicklich bedrängt wurden, um so mehr glaubten sie Jenen Hülfe und Unterstützung senden zu müssen. So schwächten sie sich selbst, indem sie immer neue Abtheilungen aus ihrer Mitte in die östlichen und westlichen Stadttheile abrücken ließen. Niemand ahnte die Falle, welche ihnen von dem alten Ahmes gelegt wurde. Nur Abijah, in der Kriegskunst erfahren und unterrichtet, errieth und durchschaute den Plan seines Vaters. Aber er hütete sich seinen Verdacht gegen Einen seiner Mitkämpfer auszusprechen.

Der alte Feldherr hatte seine Absicht erreicht. Eine gewaltige undurchdringliche Mauer hatte ihm im Norden entgegengestanden. Durch seine List veranlaßte er seine Gegner, selbst einen Stein nach dem andern aus dieser Mauer herauszuziehen, bis dieselbe endlich so schwach und haltlos geworden

war, daß es, um sie zu durchbrechen, nur eines gewaltsamen Stoßes bedurfte.

In einigen Stunden änderte sich der ganze Kampf.

Plötzlich wendeten sich die Heeressäulen und unerwartet sahen die Bauleute, welche eine breite Straße, die vom Palast nach einem der nördlichen Thore führte, besetzt hielten, dichte Kriegerhaufen in unabsehbaren Massen gegen sich anrücken. Es war zu spät, die entsendeten Abtheilungen zurückzuziehen. Kühn und muthig warfen sie sich dem Feinde entgegen; aber sie konnten nicht lange Stand halten. Von den andringenden Massen der Krieger erdrückt, mußten sie sich in Unordnung in die angrenzenden Seitenstraßen zurückziehen und konnten es nicht verhindern, daß die Krieger den ganzen Weg bis zum Thore besetzten und so einen freien Ausweg aus der Stadt bahnten.

Diesen Augenblick hatte Abijah benutzt. In dem wilden und ungeordneten Rückzuge der Bauleute fast unwillkürlich von denselben getrennt und abgeschnitten, hatte er sich hinter einer Säule in

der Vorhalle eines Hauses dieser Hauptstraße verborgen. Von Neuem belebte ihn die Hoffnung, vielleicht doch noch endlich sich den Kriegern anschließen und unter den Fahnen seines Vaters fechten zu können. Nur seine Verkleidung, sein ungewöhnlicher Bartwuchs forderten ihn zur Vorsicht auf und hielten ihn noch ab, sich augenblicklich unter seine Kastengenossen zu mischen.

Hier verlassen wir Abijah als einen Zuschauer der weiteren Ereignisse, welcher erwartungsvoll den Dingen, die da kommen sollen, entgegensieht. Dachte er an seinen Vater? An Aseneth? An Hanna? Wir wissen es nicht. Die Ereignisse waren zu ernst, als daß wir erwarten und ihm zutrauen könnten, er habe als redlicher Krieger etwas Anderes, als die Schicksale seiner Stammesgenossen und des Königs, dem er einst Treue geschworen, im Auge gehabt. Auch er hatte die Nacht hindurch Gelegenheit gehabt, den Ereignissen und dem Gange des Kampfes mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen; auch er hatte, obgleich in Mitten der Empörer, wie sein Vater erkannt, daß das einzige Heil, die

einzige Rettung des königlichen Hofes und der Krieger darin bestand, sich kühn durch die aufrührerischen Volksmassen hindurchzuschlagen und die Stadt zu verlassen. Hier also, das war ihm augenblicklich klar, sollte der Rückzug Statt finden, und er beschloß, sich den Seinigen anzuschließen, sobald der beabsichtigte Plan in's Werk gesetzt würde.

Traurig und in seinem innersten Wesen geknickt, zum ersten Male in seinem Leben geschlagen und besiegt, trat der alte Ahmes in den königlichen Festsaal, in den Kreis der Zechenden ein. Sein Auge überflog unwillig die wüste Unordnung, welche den Herrscher umgab. Vielleicht kam ihm in diesem Augenblicke zum ersten Male der Gedanke, daß er so lange Jahre hindurch für einen Unwürdigen sein Leben in tausend Kämpfen und Gefahren Preis gegeben hatte. Umgeworfene Stühle, leere Krüge, zerbrochene Gläser und Porzellanbecher, — am Boden liegende trunkene Höflinge boten sich seinem

Auge dar. War es möglich, daß, während er wachte, den Kampf für den legitimen Herrscher leitete und Tausende von edlen Kriegern in den Tod sendete, — daß man während dieser Zeit hier nichts Besseres wußte, als zu schwelgen und in einem Rausche Vergessenheit der gefahrvollen Lage zu suchen?

Der König schlummerte seitwärts in einem Thronsessel. Berta lag trunken zu seinen Füßen. Hanna stand hinter ihm, demüthig und bescheiden, wie sie immer war. Sie hatte nur an ihren Abijah gedacht. Sie hatte keinen Tropfen getrunken.

Ahmes trat auf den König zu. Es war keine Zeit zu langen Reden und zur Beobachtung ceremonieller Hofsitten. Gewichtig legte er die Hand auf seine Schulter.

„Was giebt's?“ fragte der König auffahrend und seine Müdigkeit abschüttelnd.

„Herr!“ erwiederte der greise Feldherr. „Die Stunde der Gefahr naht. Du mußt die Stadt verlassen!“

„Also auch Ahmes räth zur Flucht?“ fragte der

König sich ermannend und mit müden gläsernen Augen in das Antlitz seines treusten Freundes und Anhängers blickend.

„Auch ich!“ entgegnete Jener. „Glaube mir, königlicher Herr; es ist Alles geschehen, was geschehen konnte! Zum ersten Male lege ich mein blutbespritztes Schwert Dir zu Füßen nieder und sage: Wir sind besiegt! Sende mich gegen die Krieger der ganzen Welt, und ich will sie überwinden; aber nicht gegen wüthende Volksmassen. — Schon einmal bat ich um meinen Abschied, — heute wiederhole ich diese Bitte. Hier liegt mein Schwert. Es kann nichts mehr für Deine Majestät erkämpfen.“

„Ah! So sind alle Freunde!“ sagte der König mit einem verächtlichen Blicke und mit einem vergeblichen Versuche sich zu erheben, aber sogleich wieder erschöpft zurücksinkend. „Sie halten nur Stand, so lange uns das Glück lacht; verläßt uns das Glück, verlassen uns die Freunde!“

„Nicht so, großer König!“ antwortete der Krieger. „Was ich thun konnte, habe ich treu und

redlich gethan. Der Weg nach dem unteren Lande ist von den Kriegern geöffnet und geschützt. Du kannst fliehen. Aber von heute an bedarfst Du keines Feldherrn mehr. Ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, wo neue Kämpfe die Kriegerkaste und Dich in ihre alten Rechte wieder einsetzen. Aber mein Auge wird diese Tage nicht mehr erblicken; ich bin zu alt und schwach, um die Zeit, die bessere Zeit der zurückkehrenden Ordnung und Gesetzlichkeit zu erleben. — Der König muß fliehen —, der ohnmächtige und geschlagene Feldherr kann nur in der Ferne auf seinen Landgütern des Königs Schicksal beweinen und — sterben."

Eine tiefe Rührung schien sich des Königs zu bemächtigen, als er in das traurige, schwermüthige Auge seines alten Feldhauptmanns sah. „Ich danke Dir, Ahmes," sagte er, ihm die Hand entgegenstreckend, „für Deine Treue, die Du mir während Deines ganzen Lebens bewahrt hast! — Wenn Du es sagst und für nothwendig hältst, — gut, dann wollen wir fliehen, oder vielmehr, wir wollen uns kämpfend zurückziehen und in einem

anderen Landestheile bessere Zeiten erwarten! Auf denn, meine Freunde!"

Aber wenige dieser Freunde hörten. Nur Hanna war in der Nähe, um dem schwachen, zitternden Könige ihren Arm zu bieten. Vorsichtig geleitete sie ihn; und um ihn unkenntlich zu machen und vor den Händen eines fanatischen Aufrührers zu sichern, riß sie ihren eigenen Schleier vom Kopfe und deckte ihn über das Haupt des Gebieters. So verließen sie, nur von Wenigen gefolgt, den Festsaal.

Kaum hatte sich im Palaste das Gerücht von dem Entschlusse des Königs verbreitet, so wurde die Flucht allgemein. Jeder suchte sich selbst zu retten und das in Sicherheit zu bringen, was ihm am Meisten am Herzen lag. Sobald der König sich selbst aufgegeben hatte, war er auch von allen seinen Anhängern verlassen, die ihr Schicksal nicht mit seiner Person, sondern nur mit seiner Machtstellung, seinem Reichthume und seinem Glücke verknüpft hatten. Alles stürzte, ohne sich weiter um den König und sein Heil zu bekümmern, dem nörd-

lichen Palastthore zu; Alles floh auf der Straße nach Norden.

Die Verwirrung wurde immer größer und größer. Jeder dachte nur an sich selbst und seine eigene Rettung. Außerdem verbreitete sich die Nachricht, das Volk sei auf der südlichen Seite schon in den Palast eingedrungen und dieser Zwischenfall verbreitete neuen Schrecken, neue Bestürzung. Ahmes war bereits wieder zu den Kriegern geeilt.

Als Hanna mit dem Könige in die Säulenhalle und auf die Palasttreppe hinaustrat, erblickten sie vor derselben wohl einen zweirädrigen königlichen Wagen, mit zwei herrlichen Rossen bespannt, aber keinen Wagenlenker in der Nähe. Derselbe hatte wohl aus Furcht seinen Posten verlassen. Er wollte nicht mit seinem Herrn zusammen zu Grunde gehen. Aber hier war keine Zeit zum Zögern, keine Zeit zu langem Besinnen. Ein Gefühl des tiefsten und innigsten Mitleids ergriff die edele Tochter Israels, als sie den König, den einst so mächtigen König von allen seinen Getreuen verlassen sah. Sie selbst hob ihn auf den Wagen, sie selbst stieg auf denselben

hinauf, ergriff die Zügel und die Geißel und trieb die Rosse im schnellsten Laufe an Tausenden von Fliehenden vorüber dem nördlichen Thore zu.

Als sich im Volke die Nachricht verbreitete, der König fliehe, die Kriegerkaste ziehe sich zurück, dachte Niemand mehr an eine Verfolgung oder an einen ernstlichen, entschiedenen Widerstand. Man hatte ja erreicht, was man gewünscht und beabsichtigt hatte. Noch lebte im Volke das ihm seit Jahrhunderten inwohnende und vom Vater auf den Sohn vererbte Gefühl der Heiligkeit und der Unverletzlichkeit der königlichen Person, und unter allen den Empörern, welche willig ihren Arm gegen die verhaßte Kriegerkaste erhoben, hätte sich kein einziger Königsmörder gefunden, der es gewagt hätte, sein Schwert mit dem Blute des ehemaligen Beherrschers der beiden Königreiche zu besudeln.

Und dennoch fliehst du vergebens, großer König, Letzter der Ramessiden, Stellvertreter des Osiris auf Erden! Auf deinem Wagen hinter dir sitzt das Verhängniß, dem Niemand entgeht, und wird dem Mörder selbst den Stahl in die Hand drücken.

Abijah betrachtete aus seinem Verstecke mit wunderlichen Gefühlen im Herzen die Scene, welche sich vor seinen Augen entfaltete. Zahlreiche Fliehende eilten an ihm vorüber; bald bekannte, bald unbekannte Gesichter. Jetzt hat er den Entschluß gefaßt, gleichfalls die Stadt zu verlassen und auf der offenen Straße die Freiheit zu suchen. Noch einmal blickt er nach rechts hin ...., aber was ist das, was erblicken seine Augen? Ist es ein Trugbild? Er reibt sich die ermüdeten Augen, welche lange sich nicht zum Schlafe geschlossen haben. Aber nein! Es ist keine Täuschung; ein Wagen braust heran, und die Zügel führt ein junges Mädchen, dessen Augen wild leuchten, dessen Locken im Winde flattern. Er kennt diese Augen ......, Hanna, seine Hanna ist es und keine Andere! .... Und ein Mann mit verhülltem Haupte steht neben ihr! .... „Ha, diese Beute ist mein Eigenthum!“

Der Wagen ist ihm gegenüber. „Halt!“ ruft er der Führerin zu, indem er hervorspringt und sein kurzes Schwert dem einen Rosse in den Leib rennt.

Das Pferd stürzt; der Wagen steht. „Halt!“ ruft er noch einmal, indem er sich am Rade emporschwingt. Er zieht den Dolch aus dem Gürtel. „Halt, Verführer!“ ruft er zum dritten Male und durchbohrt die Brust des ihm unbekannten Mannes, der ihm seine Hanna, seine geliebte Hanna geraubt hat.

Freudig und glückselig über das unerwartete Wiederbegegnen will er seine Hanna umfassen, aber mit Schaudern wendet sie sich von ihm ab. „Königsmörder!“ ruft sie entsetzt. „Fliehe! Sein Blut komme über Dein Haupt! Du hast Deinen König und Herrn ermordet!“

Einen Augenblick stutzt Abijah; aber nur einen Augenblick; die Zeit eilt und schon dringen bewaffnete Krieger auf ihn ein. Mit Riesenkraft nimmt er Hanna in seinen Arm und springt mit ihr zu Boden. Schon sieht er sich ringsum von gezückten Schwertern und Lanzenspitzen bedroht. Da erinnert er sich seiner Freunde; zum ersten und letzten Male in seinem Leben macht er Gebrauch von

dem Losungsworte der Bauleute. „Hië-kin," und „Poh-as" erschallt laut von seinen Lippen durch das Getöse der Waffen, das Klagen der Verwundeten und das ängstliche Rufen der Fliehenden hindurch.

Alles dies war nur das Werk einer Minute. Plötzlich ertönt als Antwort das Wort „Poh-as" von der linken Seite aus einer Quergasse hervor. Die Krieger werden von hinten ergriffen und niedergeworfen, eine hohe, mächtige Gestalt — der Schiffer von Philä — ergreift Abijah, der noch seine süße Last im Arme trägt, bei der Hand und zerrt ihn in die Nebenstraße; Andere decken ihnen den Rücken. Rastlos eilen sie vorwärts, sich immer links haltend dem Ufer zu. Endlich erblicken sie eine Barke; Abijah springt hinein und legt die ohnmächtige Hanna auf ihrem Boden nieder. Er selbst ergreift das Ruder.

„Lebt wohl, Herr!" sagt der Schiffer. „Ich kann Euch nicht weiter geleiten. Seid glücklich!"

Und er verschwindet.

Fast ohne eines Ruderschlages zu bedürfen, eilt die leichte Barke von der Strömung fortgetrieben, dem Norden zu.

Abijah und Hanna sind gerettet.

Zehntes Kapitel.

Die Folgen und das Ende.

Nach zwei Jahrhunderten.

Die erzählten Ereignisse fielen in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts vor Christi Geburt. In der sich an den Tod des Königs und an den geschilderten Aufruhr anschließenden Zeit der Verwirrung verlieren wir leider mehrere der uns theuer und lieb gewordenen Personen aus den Augen; kein Denkmal, keine alte Urkunde berichtet von ihnen.

Ein großer Theil der Kriegerkaste, deren Stolz es nicht zuließ, ihre Interessen an das neu aufgegangene Gestirn einer weltlichen Priesterherrschaft zu knüpfen, zog sich bald kämpfend und mit den Waffen in der Hand sich den Weg bahnend, bald

von den Landesbewohnern unangefochten immer weiter nach Norden in das untere Land zurück. Auch noch nicht einmal in Memphis konnten die Krieger festen Fuß fassen, da auch diese alte an der Grenze von Mittel- und Unterägypten gelegene Reichshauptstadt sich für den neuen Priesterkönig erklärt hatte. So sahen sich die Anhänger des alten Königsstammes und der alten Ordnung bis in das östliche Delta gedrängt; Städte wie Tanis, Pelusium, Mendes, Bubastis nahmen sie auf.

Gestützt auf seinen schon unter dem letzten Ramses erlangten Einfluß als höchster Staatsbeamter, auf den Willen des Volkes und der allmächtigen Priesterschaft, endlich auf die Anerkennung, Hülfe und Unterstützung benachbarter Völker konnte der Oberpriester Siamun Pethor kurz nach den geschilderten Kämpfen es wirklich wagen, sich feierlich zum Könige krönen zu lassen, diese Krönung an Tempelwänden durch noch heute wohlerhaltene Abbildungen derselben zu verewigen, und wie alle früheren legitimen Könige königliche Titel und Attribute anzunehmen und somit eine neue Dynastie,

— eine Priesterdynastie zu begründen[29]). Er nannte sich, indem er seinen Ursprung als Priester nicht verleugnete, vielmehr Königs- und Oberpriesterwürde in seiner Person zu vereinigen strebte: „Der Fürst des Volkes, der göttliche Oberpriester des Ammon-Ra, der Sohn der Sonne, genannt Siamun Pethor." Er erschien öffentlich bei allen königlichen und priesterlichen Handlungen als König und Priester zugleich; mit der doppelten Königskrone, dem Symbole der Doppelherrschaft über Ober- und Unterägypten auf dem Haupte, mit dem Leopardenfell, dem äußerlichen Zeichen der höchsten Priesterwürde auf den Schultern.

Ein völlig neuer Hofstaat wurde gebildet; ergebene Priester und treue Anhänger wurden aus ihrer früheren Unbedeutendheit hervorgezogen und durch Anstellungen in der Staatsverwaltung belohnt und ausgezeichnet. So finden wir z. B. wenige Jahre später einen gewissen Petensenis als „Vorsteher der Männer der Schiffahrt," als Admiral der gesammten Nilflotte. Dieser war kein Anderer, als der uns wohlbekannte Schiffer von Philä, welcher

sich sowohl durch seine Unterhandlungen in Aethiopien, als auch im Kampfe in der Hauptstadt selbst durch geschickte Anführung seiner Kastengenossen große Verdienste um den neuen Thron und den neuen Priesterkönig und dessen Herrschaft erworben hatte.

Aber auch mit empfindlichen Opfern und Verlusten mußte die Sicherheit der neuen Priesterdynastie erkauft werden. Um die Anerkennung des Regierungswechsels von den benachbarten Völkern und deren Fürsten zu erlangen und die Freundschaft derselben zu erwerben und zu erhalten, mußte diesen Alles zurückgegeben werden, was die früheren ruhmwürdigen Ramessiden ihnen in blutigen aber siegreichen Kämpfen entrissen gehabt hatten [21]). Libyen erhielt das Gebiet zurück, welches es ehemals an Aegypten verloren hatte; in der östlichen Grenzprovinz Aegyptens, im sogenannten ägyptischen Arabien faßten die Beduinen des Ostens von Neuem festen Fuß und beunruhigten durch ihre Streifzüge die am pelusischen Nilarme gelegenen Grenzstädte; Alles endlich, was oberhalb der nördlichsten Wasser-

fälle lag, fiel an Aethiopien zurück und selbst die Nilinsel Elephantine wurde von einem kleinen äthiopischen Beobachtungscorps besetzt.

Der alte Ahmes hatte sich nach dem vergeblichen Versuche, des Königs Leben zu retten und seine Flucht zu ermöglichen, auf eins seiner Landgüter in der Nähe von Memphis zurückgezogen. Nach den letzten Schicksalsschlägen, die ihn betroffen, sehnte er sich nach dem Tode, der ihn in tausend Schlachten und Kämpfen verschont hatte. Osiris erfüllte endlich seinen Wunsch. Er entschlief sanft mit der Hoffnung auf ein glückliches Leben im Reiche der Seligen wenige Tage nach der Krönung des neuen Gebieters, ohne das Schicksal seiner Aseneth erfahren zu haben, ohne zu ahnen, daß sein Sohn noch am Leben sei.

War dieser noch am Leben? Was war aus ihm geworden?

An dem östlichsten Nilarme auf der Seite nach Asien zu, an der Stelle, an welcher der berühmte künstlich gegrabene Canal der Könige, welcher im Alterthum den Nil mit dem rothen Meere verbinden

sollte, in den pelusischen Nilarm einmündete, ganz in der Nähe des Landstriches Gosen, des ehemaligen Wohnortes der Israeliten, lag eine nicht unbedeutende Stadt Aegyptens, Namens Bubastis. In diesem östlichsten, an Arabien grenzenden Theile des Delta war schon in der Zeitperiode, in welche die von uns geschilderten Ereignisse fallen, die Bevölkerung eine höchst gemischte. Schon Jahrhunderte früher hatte dieselbe mit den nahewohnenden Israeliten, mit den umherstreifenden und das Land beunruhigenden arabischen Völkerschaften in enger Verbindung gestanden; gegenseitige Verschwägerungen waren nicht ausgeblieben, wobei die fremden Ansiedler theils die ägyptische Landesreligion angenommen hatten und dann ganz als Aegypter betrachtet wurden, theils ihren ursprünglichen Volksglauben treu bewahrten, und dann, wenn auch verachtet und über die Achsel angesehen, dennoch als den Verkehr mit dem Osten vermittelnde Fremde geduldet waren. So hatte sich namentlich in Bubastis mit der Zeit eine ägyptisch-asiatische Bevölkerung gebildet; und außerdem war es diese

Stadt, in welcher sich aus verschiedenen Handelsinteressen Israeliten, Syrer, Phönizier, Babylonier u. s. w. zeitweilig als Besuchende aufhielten. Hier in dieser Stadt sind Abijah und Hanna zuletzt gesehen worden; aber wir konnten nicht mit Gewißheit in Erfahrung bringen, ob sie sich an diesem Orte niederließen, oder ob sie noch weiter gegen Osten wanderten. Wir vermuthen das Erstere, da hier bei dieser gemischten Bevölkerung weder der abtrünnige Aegypter, noch auch die geborene Tochter Israels irgend eine Anfechtung zu befürchten hatte. Die freilich nur sehr dürftigen Spuren, welche sie zurückgelassen haben, werden, wie sich zeigen wird, diese Vermuthung bestätigen.

Siamun Pethor hatte als Priesterkönig Aegyptens Thron bestiegen. Er regierte unangefochten viele Jahre lang. Seine Familie vermehrte sich und stieg auf neunzehn bis zwanzig Söhne [30]; und wenn er auch dem ältesten derselben, Namens Pianch, als seinem einstigen Thronerben, in höherem Alter, wie die Denkmäler lehren, das höchste Priesteramt übergab, so blieb dennoch bei

diesen verwandtschaftlichen Beziehungen Beider zu einander der Gipfelpunkt der ägyptischen Hierarchie mit der Krone auf's Engste verbunden. Sobald der Priesterkönig seinen Thron befestigt hatte und keine Angriffe und Anfeindungen mehr, weder von Innen noch von Außen befürchten zu müssen glaubte, wendete er sich ruhig und sorglos den Künsten des Friedens zu. Der große Tempel des Chons im nördlichen Theile der Stadt Theben, in dessen Räumen wir einst einer Versammlung der Maurerzunft beigewohnt haben, und dessen Bau schon unter den ersten Ramessiden begonnen hatte, wurde unter seiner und seines Nachfolgers Regierung fortgesetzt und vollendet; und noch heute nach drei Jahrtausenden ist die Vorhalle dieses Tempels mit den Bildnissen und Namen dieser beiden Priesterkönige geschmückt.

Siamun Pethor starb nach einer langen, friedlichen Regierung; ihm folgte, wie es scheint, nicht sein ältester Sohn, welcher vor ihm gestorben war, sondern dessen Sohn, sein Enkel, welcher in Allem dem Großvater nachahmte und als Priester und

König den Titel annahm: „Der Oberpriester des Ammon-Ra, des Fürsten der Götter, genannt Pisem [31])."

Eine neue Generation war unterdessen herangewachsen. Noch bestand im Volke dieselbe Ehrfurcht vor den Priesterschaften, noch bestanden die alten geheimen Zunftgenossenschaften, noch der Unmuth und die Neuerungssucht des bedrückten Volkes, welches auch unter den neuen Priesterkönigen seine Lage nicht wesentlich gebessert sah; noch bestanden alle jene Verhältnisse, welche funfzig Jahre früher Siamun so schlau zu benutzen und für seine ehrgeizigen Pläne auszubeuten und sich unterthan zu machen verstanden hatte. Aber Eins war verloren gegangen, der hohe Geist und die Begeisterung, womit Jener alle diese Verhältnisse und alle Volksklassen durchdrungen hatte. Das Volk ehrte noch die Priester, und es war nicht zu befürchten, daß es sich wie einst gegen Ramses, so gegen den herrschenden Ammonspriester erheben würde; aber es war erschlafft, die damalige Begeisterung war ver-

raucht, es hatte eingesehen, daß es mit seinem Blute nichts weiter erkauft hatte, als eine Veränderung des Königsmantels, aber keine Verbesserung seiner eigenen Lage, keine höhere Gerechtigkeit, keine mildere Behandlung, — kurz, die Versprechungen des Priesters waren unerfüllt geblieben; das Volk war nicht mehr geneigt, sein Blut für ein Nichts zu verspritzen, und neue dynastische Kämpfe würden nicht mehr das ganze Volk in Waffen, sondern nur die Priesterkaste mit der Kriegerkaste um den Vortheil ringen gesehen haben. Auch die alten Zunftgenossenschaften waren nicht mehr so, wie wir sie unter dem letzten Ramses kennen gelernt haben; noch vererbten sie unter wunderlichen Ceremonien und Gebräuchen einzelne Geheimnisse ihrer Kunst von Vater auf Sohn, . . . aber der Geist und höhere Sinn, welchen einst ein weiser Priester in jene sinnlosen Ceremonien, in all' ihr geheimnißvolles Thun und Treiben zu legen gewußt hatte, war wieder verschwunden. Die Versammlungsorte der Zünfte und Kunstgesellschaften waren nicht mehr Tempel der Weisheit, des Volksbewußtseins und der Frei-

heit; — sie waren zu einfachen Werkstätten und Herbergen herabgesunken.

Eine allgemeine geistige Erschlaffung war eingetreten.

Diese klug benutzend begann funfzig Jahre später die Kriegerkaste von Unterägypten aus einen wohlgeordneten und wohlüberlegten Kampf gegen die unvorbereiteten Nachfolger Pethor's, die nur von geringen Söldnertruppen vertheidigt und vom Volke nicht unterstützt wurden. Der Sieg war leicht; die Priester wurden überwunden, vom Throne gestürzt und vertrieben. Ein Kriegersohn, gebürtig aus Tanis in Unterägypten, wurde zum Könige erhoben. Theben, die alte ehrwürdige Ammonsstadt hat seit jener Zeit keine Regentenfamilie wieder hervorgebracht. So schwand nach und nach ihr Glanz, ihre Macht und politische Bedeutung, welche sie fast ein Jahrtausend lang über alle Schwesterstädte im Nilthale erhoben und zum Mittelpunkte des Priesterthums, der Regierung und Verwaltung, der Wissenschaften, Künste, Handwerke und des Handels gemacht hatten.

Aber auch die neuen Herrscher aus Tanis waren unbedeutend und ruhmlos. Sie bilden nur einen Uebergang zu einer neuen Blüthezeit des Reiches, welche durch die ihnen folgende Dynastie herbeigeführt wurde. Von den Königen aus Tanis berichtet die Geschichte keine einzige große, erwähnenswerthe That; ihre Namen sind auf keinem einzigen Denkmale verewigt. Wir kennen sie kaum.

Und wieder anderthalb Jahrhunderte später, zwei Jahrhunderte nach dem Sturze der Ramessiden beginnt von Neuem eine kurze Blüthezeit für das Pharaonenreich. Die Familie der Tanitischen Könige ist ausgestorben; nur eine Tochter des letzten Königs ist noch am Leben geblieben. So ging die Regierung auf eine neue Familie über, deren Geschichte uns zum letzten Male an unsre Freunde, an die wichtigsten Personen unserer Erzählung erinnert. Ein einflußreicher Mann, gebürtig aus Bubastis, aus jener oben geschilderten Stadt mit vorwiegend ausländischer asiatischer Bevölkerung, bestieg den Thron Aegyptens und ergriff die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand. Es war

der aus der Bibel bekannte Sisak. Sowohl sein eigener, als auch die Namen seiner Vorfahren und seiner Nachfolger, wie z. B. Tiglath und Nimrot verrathen seine orientalische Abkunft[32]). Sein noch erhaltener Stammbaum geht bis auf einen Abijah-Ahmes und eine Hanna zurück. Ein Mann ausländischen Stammes, ein Halb-Israelit mit israelitischem Namen wurde König Aegyptens und Eroberer Jerusalems. Vielleicht gerade deshalb, weil Sisak ein halber Israelit war, konnte es geschehen, daß Jerobeam unter seiner Regierung nach Aegypten floh, bei ihm eine Freistätte fand und sich mit einer nahen Verwandten dieses Königs vermählte.

Dieser Sisak ist nach einer langen Zeit der Erschlaffung der erste ruhmwürdige Herrscher und Eroberer nach den Ramessiden. Er zieht hinauf gen Syrien, erobert Jerusalem und führt die Schätze aus dem dortigen Tempel und königlichen Palaste mit sich fort. So erzählt die Bibel, so berichten die ägyptischen Denkmäler. Sein Name Sisak oder Sesek bedeutet den „Ersehnten[33]).“ Aber

auch sein Großvater und einige seiner Vorfahren trugen denselben Namen. Vielleicht hatte schon Hanna, nachdem sie in Bubastis mit ihrem Abijah Ruhe und Glück wiedergefunden, ihren erstgeborenen Sohn „Sisak, den Ersehnten" genannt.

Anmerkungen und Beweisstellen.

---

1) Lepsius, Briefe aus Aegypten. S. 287. Ueber Rhampsinit vergl. Herodot II. 121—124.

2) Des Verfassers Drei Tage in Memphis. S. 181 ff.

3) Ebendaselbst S. 185, 186. Des Verfassers Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumsk. Th. III. S. 180 ff.

4) Vergl. Tacit. Ann. II. 60.

5) Die ägyptischen Steinbrüche und Goldbergwerke beschreibt Diod. III. 12—14.

6) Johanna oder Hanna ist ein altisraelitischer Name. Der männliche Name Jehochanan (Johannes, II. Chron. 17, 15) bedeutet „Gnadengeschenk Jehovah's"; dieselbe Bedeutung würde Johanna haben. Hanna (I. Sam. 1, 2) ist gleichfalls durch Gnade, Gnadengeschenk zu übersetzen.

7) Lepsius, Briefe. S. 91.

8) Ein ägyptischer Schriftsteller, Namens Manetho, schildert den Aufenthalt der Israeliten in Aegypten und den Auszug derselben ganz anders als Moses, offenbar um die Schmach der ägyptischen Unterdrückung und Verfolgung von

seinen Landsleuten abzuwälzen und auf die Israeliten zu übertragen. Er erzählt von phönizischen Hirtenkönigen (Hyksos), welche mit einem zahlreichen Heere in Aegypten eingefallen seien, das Land unterjocht, die Städte verbrannt und die Tempel zerstört und verwüstet haben, und erst nach mehreren Jahrhunderten von einem ägyptischen Könige wieder vertrieben worden und nach Judäa abgezogen sein sollen. Vergl. des Verfassers Israeliten und Hyksos in Aegypten. S. 10 ff.

9) Exodus XX. 2—4.

10) Die Haartracht der Aegypter war der aller asiatischen Völker entgegengesetzt. Sie hatten kurzgeschorenes Haar und ließen nur in der Trauer Hauptthaar und Bart wachsen, während andere Nationen langes Haar trugen und in der Trauerzeit ihr Haupt zu bescheeren pflegten. Herod. II. 36. Selbst Fremde und Ausländer, welche mit Bärten und Hauptthaaren nach Aegypten kamen und in den Dienst der Aegypter traten, waren, wie die Denkmäler lehren, genöthigt, sich dieser allgemeinen Sitte zu unterwerfen und Bärte und Köpfe zu scheeren. Vergl. II. Mos. 41, 14 und Handbuch der ges. ägypt. Alterthumskunde II. 288.

11) Sobald der Verstorbene einbalsamirt und in den Sarkophag gelegt worden war, betrat er nach dem Glauben der Aegypter die Unterwelt, um hier von Osiris und anderen Richtern geprüft und beurtheilt, und wenn er im Gerichte bestanden, mit Osiris, der Urmumie, zu einer Person vereinigt zu werden. Deshalb wurden, ähnlich wie wir den Todten „den Seligen“ nennen, bei den Aegyptern die Namen der Verstorbenen stets mit dem des Osiris verbunden, und dieselben hießen „Die mit Osiris Wiedervereinigten“ oder „Die zu Osiris Hinübergegangenen.“ Vergl. Handb. II. S. 220.

12) Ueber die ägyptischen Begräbnißfeierlichkeiten, welche in einem irdischen Todtengerichte, der feierlichen auf kostbaren Fahrzeugen bewerkstelligten Ueberfahrt des ganzen Leichenzuges über den See Möris oder den Nil nach den westlichen Grabkammern, in Lobreden der Verwandten auf den Verstorbenen, in Klaggesängen, Hymnen und Gebeten, endlich in der feierlichen Beisetzung im Erbbegräbnisse und in Todtenopfern bestanden, vergl. Handb. II. 325—331.

13) Nach dem ägyptischen Todtenbuche 15, 29—33. Vergl. Handb. IV. S. 140, 141.

14) Der junge Krieger verwandelt, von dem Glauben der Israelitin an einen Gott begeistert, seinen polytheistischen Namen in einen monotheistischen, indem er statt seines ägyptischen Ahmes, welcher „Sohn des Mondes" bedeutet, den entsprechenden israelitischen Namen Abijah, d. i. „dessen Vater Jehovah ist", annimmt.

15) Lepsius, Briefe. S. 108.

16) Aehnlich sehr häufig bei Homer: *Τίς, πόθεν εἷς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;* Odyss. I. 170. Vergl. III. 71. IV. 61. VII. 238 u. s. w.

17) Der ägyptische Name Petenseni, *Πετένσηνις* bedeutet „der Mann von Syene." Die Aegypter liebten es, ursprüngliche Nomina gentilicia als Personennamen in Anwendung zu bringen, ebenso wie sich auch im Deutschen die Familiennamen Leipziger, Berliner, Schwab, Sachs u. A. finden. Syene war die südlichste Grenzstadt Aegyptens und lag in der Nähe der Insel Philä.

18) So werden die kleineren ägyptischen Nilschiffe von Herodot II. 96 beschrieben.

19) Der ägyptische Gott Chon oder Chons, hierogl.

KONSU führte den Beinamen Zom (Herkules) d. i. der Starke und war Sohn des Ammon, neben dessen Tempel in Theben auch ihm ein Heiligthum errichtet wurde. Vergl. Handb. II. 172.

20) Es hat sich eine große Anzahl altägyptischer Skarabäen und Siegelsteine erhalten, welche alle die Inschrift tragen: Amun-munk-ter d. i. „Ammon, Baumeister der Welt" oder Amun-munk-ter-se, d. i. „Sohn des Ammon, des Baumeisters der Welt." Vergl. Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesellsch. Bd. VI. S. 111 ff.

21) C'est entre les mains de Her-Hor (Pet-Hor) ou de son successeur que l'Égypte perdit définitivement sa supériorité et fut renfermée dans ses limites naturelles. Journ. Asiat. Cinquième Série. Tom. XII. p. 257.

22) Handb. II. S. 79. Des Verfassers Thoth. S. 122. Diodor I. 27: *Νομοθετῆσαι δέ φασι τοὺς Αἰγυπτίους παρὰ τὸ κοινὸν ἔθος τῶν ἄλλων ἀνθρώπων γαμεῖν ἀδελφάς κ. τ. λ.* Justini Cod. lib. V. tit. V. leg. VIII.: Aegyptii idcirco mortuorum fratrum sibi conjuges copularunt, quod post illorum mortem mansisse virgines dicebantur.

23) Plutarch, Ueber Isis, Cap. 18.

24) Die Sonnenstadt Heliopolis befand sich schon außerhalb der Grenzen des eigentlichen Aegyptens; sie gehörte zur östlichen nach Arabien zu gelegenen Grenzprovinz, dem sogenannten ägyptischen Arabien und lag einige Meilen nördlich von Memphis an der Ostseite des östlichsten Nilarmes. Sie ist das biblische On. I. Mos. 41, 50.

25) Kanana ist ägyptische Schreibart für Kanaan,

schon auf den Denkmälern der achtzehnten Dynastie. Vergl. Handb. III. 181.

26) Nach ähnlichen Hymnen im Todtenbuche. Vergl. Handb. IV. S. 134—152.

27) Vergl. Clem. von Alex. VI. p. 266 Sylb. „δύο βιβλία, ὧν θάτερον μὲν ὕμνους περιέχει θεῶν, ἐκλογισμὸν δὲ βασιλικοῦ βίου τὸ δεύτερον. Ausführlicheres bei Diodor I. 70—72.

28) Kalulis bedeutet Weinland und ist daher ein passender Name für den Mundschenk, da die alten Aegypter es liebten bei Namenbildungen Beschäftigungen und Aemter oder geistige oder körperliche Eigenschaften des Individuums entweder unmittelbar zum Namen des Trägers zu stempeln oder als Anknüpfungspunkte für die Vergleichung mit Gegenständen der Außenwelt zu benutzen.

29) Vergl. Lepsius, Ueber die XXII. ägyptische Königsdynastie. Abhandl. der Berl. Akad. der Wissensch. 1856. S. 259, 260. Denkmäler aus Aeg. und Aeth. Abth. III. 246. b. Des Verfassers Handb. III. 217 ff.

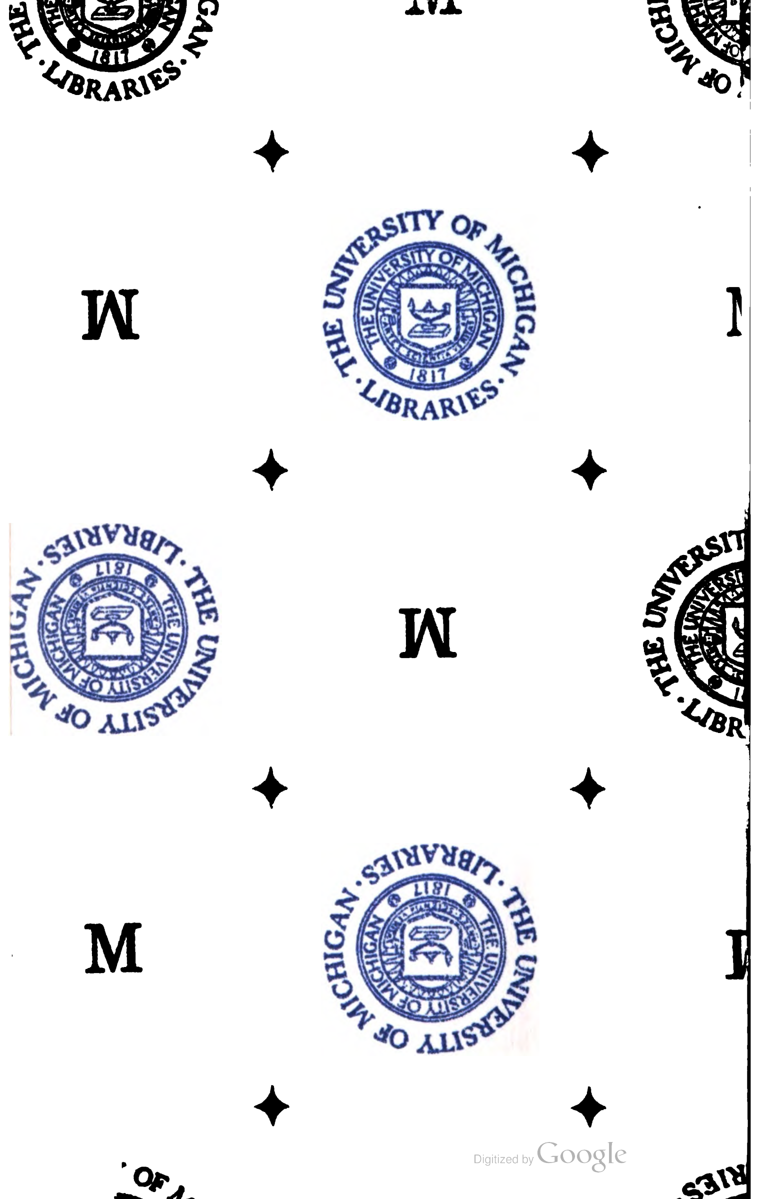
30) Journal Asiatique, Cinquième Série, Tom. XII. p. 256: „Ses fils, qui étaient au nombre de dix-neuf ou vingt etc."

31) Lepsius, Ueber die XXII. ägypt. Königsdynastie a. a. O. S. 283.

32) Lepsius, a. a. O. S. 287 ff. Transact. of the R. S. of Lit. Second Ser. Vol. III. p. 165 ff. Mariette, Bull. Archéol. 1855. p. 97. Des Verf. Handb. III. S. 221.

33) Lepsius, a. a. O. S. 288. I. Chron. 8, 14. 25. Gesen. Thesaur. p. 1478.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
M

